



20 Jahre LebensWelt
1999 - 2019

INTER

Zusammenhalt im Wandel der Zeit

KULTUR

Beiträge – Studien – Tagungsdokumente

ELLE

20 Jahre LebensWelt

JUGEND

in Berlin 1999 – 2019

HILFE


LebensWelt_gGmbH

JUBILÄUMSAUSGABE

Interkulturelle Jugendhilfe



Inhalt

Vorwort

I. Möglichkeiten und Grenzen ambulanter Erziehungshilfen in Migrantenfamilien

- 17 Familie und Sozialisation von Migrantenkindern | HACI-HALIL USLUCAN
- 34 Interkulturelle Kompetenz als Anforderungsprofil in der Jugend- und Sozialarbeit | STEFAN GAITANIDES
- 47 Projekt der multikulturellen Gesellschaft | STEFAN GAITANIDES
- 70 Ambulante Erziehungshilfen für Migrantenfamilien in Reinickendorf Stand, Entwicklung und Perspektiven | DIETER BLUME
- 77 Die Bedeutung und Folgen von Trennung und Scheidung in Migranten- und binationalen Familien | CHRISTIANE AURICH
- 87 Arbeit mit Flüchtlingsfamilien | DOROTEJA NOVOSEL-BALOV
- 92 Umsetzung der Interkulturalität in der sozialen Gruppenarbeit
ALI KOBAN

II. Umgang mit Gewalt in der interkulturellen Jugendhilfe

- 99 Umgang mit Gewalt in der interkulturellen Jugendhilfe
Einführende Worte von PETER SENFTLEBEN, MEHMET ASCI
- 104 Gewalt in der Einwanderungsgesellschaft | FRANK GESEMANN
- 120 Lebensweltlicher Kontext innerfamiliärer Gewalt in Migrantenfamilien
HACI-HALIL USLUCAN
- 129 Risiko- und Resilienzfaktoren bei innerfamiliärer Gewalt
HACI-HALIL USLUCAN

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detailliertere bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung der LebensWelt gGmbH unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

LebensWelt gGmbH (Hrsg.)
Maxstr. 3a, 13347 Berlin
Tel.: 030 - 61 62 56 01 | Fax: 030 - 61 62 56 26
info@lebenswelt-berlin.de | www.lebenswelt-berlin.de

Verantwortlich für den Inhalt: Mehmet Asci, Nalan Özenir
(Geschäftsführung LebensWelt gGmbH)
Redaktion: Ina Stanulla
Typografie, Layout, Einbandgestaltung: Martin Brosch

© 2019 LebensWelt gGmbH

ISBN 978-3-942465-17-5

- 135 Konfliktort Schule - Konfliktpotenziale aufgrund der kulturellen Unterschiede? | HELMUT HOCHSCHILD
- 139 Traumatisierung in Flüchtlingsfamilien | MÜRTEZA YURTSEVER
- III. Jugendhilfe im interkulturellen Kontext – Die Bedeutung von Sprachkompetenz**
- 157 Die Grenzen meiner Sprache(n) sind die Grenzen meiner Welt
SIGRID KLEBBA
- 160 Gedanken zur Sprachkompetenz | MEHMET ASCI
- 163 Sprachentwicklung bei Migrantenkindern | FIGEN SCHULTZ-ÜNSAL
- 170 Sprachförderung in der Kita als präventiver Ansatz | HARTMUT KUPFER
- 175 Zur Bedeutung von Sprach- und Kommunikationskompetenzen in der Elternberatung | BRIGITTE WIEßMEIER
- 186 Sprachvielfalt in der Schule | ERHARD LAUBE
- IV. Jugendhilfe im interkulturellen Kontext – Migration und Sozialraumorientierung**
- 193 Migration und Sozialraumorientierung | MEHMET ASCI
- 198 Sozialräumliche Zugänge zu Migranten - Erfolgreiche Beispiele aus Berlin Neukölln | GABY STRAßBURGER
- 209 Integration durch Bildung? | MARÍA DO MAR CASTRO VARELA
- 219 Religion als Integrationshemmnis? Erziehung im Spannungsfeld von Moderne und traditioneller Frömmigkeit am Beispiel islamischer Familien
HACI-HALIL USLUCAN
- 239 Sozialräumliche Zugänge zu Migranten aus fachpolitischer Sicht
THOMAS BLESING

- V. Kinderschutz im interkulturellen Kontext**
- 243 Kinderrechte und Kinderschutz | MEHMET ASCI
- 247 Kinderschutz in Berlin und im Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf, interkulturelle Aspekte | UTA VON PIRANI
- 257 Kinderschutz – Lösungsorientierung – interkulturelle Teams
ROBERT SCHRAMM
- 274 Erfahrungen aus Kindertagesstätten von LebensWelt | REGINA BRABAND,
ANDREA BECK, HARTMUT KUPFER, MARTINA VALJEVIC
- 281 Kinderschutz in den Hilfen zur Erziehung
ANKE EMINLI, MOUHAMMED ISSMAIL, SAFIE SEYDA
- VI. Sprechen lernen in frühkindlichen Bildungseinrichtungen – Überlegungen aus soziokultureller Sicht**
- 287 Sprechen lernen in frühkindlichen Bildungseinrichtungen – Überlegungen aus soziokultureller Sicht | HARTMUT KUPFER
- 290 Teil 1: Lernen in Gemeinschaften: Interaktionen, Situationen, Traditionen
Bildung und Betreuung als Rahmen des Lernens in frühkindlichen
Bildungseinrichtungen | HARTMUT KUPFER
- 321 Teil 2: Lernen in Gemeinschaften – die Rolle der Sprache
HARTMUT KUPFER
- VII. Psychische Erkrankungen in der interkulturellen Familienhilfe – Ein Praxishandbuch**
- 359 Psychische Krankheiten in Familien | JENS GRÄBENER
- 390 Mögliche Stolpersteine für Professionelle im Umgang mit psychisch erkrankten Migranten | ANKE EMINLI

VIII. Erfahrungsberichte und Praxisbeispiele interkultureller Jugendhilfe

- 415 Einleitung | FATMA ŞEN, UWE SASSE
- 417 Interkulturelle Kompetenz im Kinderschutz | IDIL LACIN
- 431 Möglichkeiten der Netzwerkarbeit in der interkulturellen Jugendhilfe
SAHIBE YOLCI
- 455 Soziale Gruppenarbeit mit gewaltbereiten männlichen Jugendlichen
Ein Interview mit OSMAN SÖNMEZÇİÇEK-AKMAN
- 466 Begleiteter Umgang bei LebensWelt – ein Erfahrungsbericht
CHRISTIANE AURICH, BARBARA SEVERIN

IX. Qualitätsmanagement im interkulturellen Kontext – Bausteine der Qualitätsentwicklung bei LebensWelt

- 483 Qualitätsentwicklung bei LebensWelt | HARTMUT DAVIN

X. Interkulturelle Trinationale Fortbildung

- 521 Interkulturelle Trinationale Fortbildung
MANUELA HÜBNER, NALAN ÖZENIR
- 533 Migration. Eine Definition des Begriffes Migration – Wann ist ein Mensch ein Migrant? | NALAN ÖZENIR
- 534 Migration in Frankreich und Marseille | MANUELA HÜBNER
- 537 Provinz Izmir – Eine sozio-demographische Strukturanalyse
MAHMUT AKKIN
- 540 Geschichte der Migration in der Türkei | AYHAN KAYA
- 542 Tatort Deutsch/Polnisch | MANUELA HÜBNER
- 542 Interkulturelle Kompetenz | Zusammengestellt von NALAN ÖZENIR
- 543 Anforderungsprofil reflexiver interkultureller Kompetenz
STEFAN GAITANIDES

- 548 Kultur im Rahmen trinationaler Begegnungen
MANUELA HÜBNER, NALAN ÖZENIR
- 550 Der Mensch als Individuum in Familie, Gesellschaft und Gattung
ROBERT SCHRAMM
- 552 Bericht über Sprachanimation bei einer trinationalen Fortbildung
SABRINA GUENFICI, BRITTA HECKING
- 554 Methoden in der interkulturellen Fortbildung
Zusammenstellung von MANUELA HÜBNER, NALAN ÖZENIR
- 561 Erfahrungsberichte der Trinationalen Fortbildung | DIV. AUTOR*INNEN

XI. PerspektivenVielfalt - Eine Evaluation der interkulturellen Familienhilfe des freien Trägers LebensWelt

- 571 Evaluation – zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung
MEHMET ASCI
- 576 Entwicklungsgeschichte der Evaluation bei LebensWelt | HARTMUT DAVIN
- 582 Evaluation der interkulturellen Familienhilfe - Sozialpädagogische Familienhilfe in Familien mit Migrationshintergrund
KARLHEINZ THIMM
- 605 Die quantitative Untersuchung – Befragung von Eltern und Fachkräften
MARTINA STALLMANN
- 623 Die qualitative Untersuchung | ANKE SOMMER, MAGDALENA DUMBECK
- 634 EXKURS Zweiheimischkeit und hybride Identitäten | INA STANULLA
- 636 Die qualitative Untersuchung: Gruppendiskussionen
Fachkräfte LebensWelt – RSD – Bezirksleitungen
MAGDALENA DUMBECK
- 648 Zusammenfassendes Fazit der Untersuchung | Karlheinz Thimm
- 655 Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile - Wie gehen wir mit der Erkenntnis um, dass das Interkulturelle so schwer zu beschreiben ist?
INA STANULLA

- 664 Statements zur Evaluationstudie der interkulturellen Familienhilfe
STEFAN GAITANIDES
- 667 Interkulturelle Gewandtheit | MEHMET ASCI
- XII. Interkulturelle Öffnung im Kinderschutz. Erfahrungen aus den Praxisfeldern Hotline Kinderschutz Berlin, Jugendhilfe und Gesundheitsförderung**
- 677 Interkulturelle Öffnung - eine Querschnittsaufgabe der Kinder- und Jugendhilfe | STEFAN GAITANIDES
- 691 Migrationssensibler Kinderschutz | BIRGIT JAGUSCH
- 694 Interkulturelle Jugendhilfe - Erkenntnisse und Empfehlungen
MEHMET ASCI
- 702 Besonderheiten und Belastungen im Kontext Migration und Kinderschutz
BEATE KÖHN
- 710 Die Hotline-Kinderschutz in Berlin | UWE BOCK-LESKIEN
- 712 Das Projekt Hotline Kinderschutz – mehrsprachig - Ein Erfahrungsbericht aus der Praxis der interkulturellen Öffnung | DUDU SÖNMEZÇIÇEK
- 715 Werkstattgespräch: Stolpersteine in Prozessen der interkulturellen Öffnung | STEFAN GAITANIDES
- 717 Werkstattgespräch: Kinderschutz und Handlungsdruck - Überlegungen und Handlungssicherheit im Umgang mit Familien aus Südost-Europa
PAVAO HUDIK, CRISTINA NASTASE, IVANKA SUCIC
- 719 Werkstattgespräch: Migrationssensibler Kinderschutz | BIRGIT JAGUSCH
- 721 Perspektive Gesundheitsprävention und Kinderschutz
DETLEF KOLBOW, DUDU SÖNMEZÇIÇEK
- XIII. Würdigung der interkulturellen Jugendhilfe. Ein Plädoyer für Salutogenese und Achtsamkeit**
- 727 Interkulturelle Jugendhilfe im Dreiklang | MEHMET ASCI

- 735 Bausteine eines gelingenden Lebens - Würde im Arbeitskontext
HACI-HALIL USLUCAN
- 751 Selbstsorge als Bedingung guter Arbeit im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe - Eine salutogenetische Perspektive | HEINER KEUPP
- 771 Achtsamkeit und Wertebasierung in der Jugendhilfe | SIANG BE
- 779 Salutogenese und interkulturelle Teamentwicklung | STEFAN GAITANIDES
- 791 Wie gelingt eine würdevolle Begegnung im Hilfedreieck zwischen öffentlichen und freien Trägern und unseren Adressat*innen?
DAFINA SEJDIJAJ, ROBERT SCHRAMM
- 799 Die Gestaltung der interkulturellen Jugendhilfe aus Sicht der Politik und Verwaltung | MONIKA HERRMANN, MONIKA GORAL, SANDRA OBERMEYER, HARTMUT DAVIN, CLAUDIA KARSTENS, ANDREAS SCHULZ
- 817 Achtsamer Umgang im interkulturellen Team durch die dialogische Haltung | SAHIBE YOLCI
- 822 Der Dialog als salutogenetische Haltung und Methode. Eine Einführung in die Praxis | INA STANULLA
- 826 Professionelle Haltung und Salutogenese - Kann ‚radikaler Respekt‘ unseren (Berufs-)Alltag erleichtern?
SONJA LUPFER-RIEG, ANJA ROSENFELDER
- 831 Achtsamkeit üben und vertiefen: Eine wohlwollende Haltung sich selbst und anderen gegenüber einnehmen | DIETER BLUME
- 840 Navigieren durch die Komplexität und kulturelle Vielfalt – für eine zukunftsfähige interkulturelle Kinder- und Jugendhilfe
MEHMET ASCI, HARTMUT DAVIN, INA STANULLA
- 846 Nachwort
Was kommt nach der Lebenswelt? Kontinuität und Wandel in der interkulturellen Jugendhilfe | HACI-HALIL USLUCAN
- 853 Autor*innen

Vorwort und Einleitung

Die in diesem Gesamtband zusammengestellten Veröffentlichungen beschreiben die Themen, die uns in der interkulturellen Jugendhilfe während der letzten 20 Jahre beschäftigten und noch weiter beschäftigen. Vieles hat sich in den Jahren verändert, aber viele Themen sind heute genauso relevant und zum Teil ungelöst, wie sie es auch vor Jahren waren. Daher ist die vorliegende Veröffentlichung in der Gesamtschau der Publikationen des Trägers LebensWelt einerseits als „Abriss der Geschichte“ der interkulturellen Jugendhilfe im Wandel der Zeit zu lesen, andererseits aber auch als Zusammenschau hochaktueller Themen. Jugendhilfe im interkulturellen Kontext versteht sich als Mittlerin zwischen verschiedenen Lebenswelten und unterschiedlichen Wertesystemen. So betrachten wir die verschiedenen Themen, die in dieser Veröffentlichung angesprochen werden immer auch unter der Perspektive, wie es Fachkräften gelingen kann, im Prozess des Hilfegeschehens ihre Arbeit kultursensibel zu gestalten.

Im vorliegenden Werk werden die Möglichkeiten und Grenzen ambulanter Erziehungshilfen in Migrantenfamilien ausgelotet und es werden Themen wie Trennung und Scheidung oder verschiedene Werte und Normen in Familiensystemen angesprochen. Im Kontext von Familienhilfe beschäftigt sich ein weiterer Band mit Erfahrungsberichten und Praxisbeispielen interkultureller Jugendhilfe. Die Gratwanderung zwischen Aushalten einer familiären Situation und Ressourcennobilisierung stellt sich nicht selten als Herausforderung für die Fachkräfte der Familienhilfe und andere in der Erziehungshilfe Tätigen dar, dieses insbesondere auch in Familien, in denen Eltern(teile) psychisch erkrankt sind. Für diesen Bereich haben wir eine Praxishilfe entwickelt, die hier dargestellt wird.

Auch das spätestens seit Anfang der neunziger Jahre nicht mehr „randständige Thema“ Jugendgewalt wird erörtert. In den Medien spielen vor allem gewaltbereite männliche Jugendliche eine Rolle. In dem Band „Umgang mit Gewalt in der interkulturellen Jugendhilfe“ werden aus fachlicher und sachlicher Sicht Ursachen von Delinquenz und Gewalt junger Einwanderer sowie Lösungsansätze vorgestellt.

Zwei weitere Veröffentlichungen in dem vorliegenden Werk thematisieren die Sprache: Spracherwerb und die Entwicklung von Sprachkompetenz ist für die Alltagsbewältigung und gesellschaftliche Teilhabe ein wichtiger Schlüssel. Der Band „Jugendhilfe im interkulturellen Kontext - Die Bedeutung von Sprachkompetenz“

beschäftigt sich mit der Interkulturellen Öffnung der freien und öffentlichen Träger der Jugendhilfe und thematisiert u.a. die präventive Sprachförderung in den Kitas und die Bedeutung von Sprach- und Kommunikationskompetenzen in der Elternberatung. Der Band „Sprechen lernen in frühkindlichen Bildungseinrichtungen - Überlegungen aus soziokultureller Sicht“ fokussiert den Aspekt, dass nicht dem Einüben korrekter sprachlicher Formen, sondern dem Überwinden situativer, institutioneller und kultureller Grenzen mit sprachlichen Mitteln die Schlüsselrolle beim Sprechen lernen zukommt.

Zudem geht es auch um ein Thema in der Sozialen Arbeit, das über ein Jahrzehnt die Organisation der Hilfen – zumindest in Berlin – zentral bestimmte: Sozialraumorientierung. In dem Band ‚Jugendhilfe im interkulturellen Kontext - Migration und Sozialraumorientierung‘ geht es u.a. um sozialräumliche Zugänge zu Migranten und Integration durch Bildung.

Ein eminent wichtiges Thema wie der Kinderschutz wird auch in zwei Bänden behandelt, zum einen geht es um den Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung im interkulturellen Kontext, zum anderen um die Interkulturelle Öffnung bestehender Dienste wie der Hotline Kinderschutz in Berlin. Welche interkulturellen Leitlinien sind im Handeln bei Kindeswohlgefährdung gegenüber Familien mit Migrationserfahrung wichtig? Wie kann im Gefährdungsfall eines Kindes wechselseitig kooperativ und kultursensibel zusammengearbeitet werden? Was auch immer Anlass war für die Beschäftigung mit dem Thema - es gilt auf jeden Fall der Satz: Kinderrecht ist ein universelles Recht, das in pluralen Lebenswelten kulturell nicht relativiert werden darf.

In dem Band Qualitätsmanagement im interkulturellen Kontext wird beschrieben, wie Qualität verstanden wird und welche Erfordernisse in der Hilfedurchführung im interkulturellen Kontext handlungsleitend sind. Erläutert wird das bei LebensWelt entwickelte, zertifizierte Qualitätsmanagementsystem.

Seit 2002 organisiert LebensWelt gGmbH in Kooperation mit internationalen Partnern Weiterbildungen mit dem Ziel, den Austausch über die Realitäten und Methoden der interkulturellen und pädagogischen Arbeit in europäischen Ländern zu etablieren, die eigenen interkulturellen Praktiken zu reflektieren, weiter zu entwickeln und interkulturelle Kompetenzen mittels verschiedener interkultureller Übungen im Rahmen des Diversity-Ansatzes zu erweitern. Der Band „Interkulturelle Trinationale Fortbildung“ dokumentiert Fortbildungsinhalte und Praxisübungen und bietet Handreichungen und Arbeitshilfen für die Praxis.

Der Träger LebensWelt ist seit zwanzig Jahren in der interkulturellen Jugendhilfe in Berlin tätig, im Schwerpunkt in der sozialpädagogischen Familienhilfe. Mit dem Wunsch zu erfahren, wie das Interkulturelle „wirkt“, ließ der Träger seine Praxis der interkulturellen sozialpädagogischen Familienhilfe im Jahr 2011 extern evaluieren. Die daraufhin entstandene Studie versucht Antworten zu finden auf die Frage, wie sich die interkulturelle Qualität im interkulturellen Hilfesetting zeigt und wie sie sich z.B. auf die Hilfefriedenheit der Adressat*innen auswirkt.

Zunächst einmal ließ sich feststellen, dass die Familien sehr zufrieden mit den Hilfen waren. Unter anderem lag dies daran, dass sie durch die Glaubwürdigkeit sowie das Wissen der Fachkraft überhaupt erst Vertrauen zum System der Jugendhilfe aufbauen konnten. Und zudem die Fachkräfte bei LebensWelt es in besonderem Maße vermochten, die verschiedenen Systeme und „Systemsprachen“ miteinander zu koppeln, z.B. was den behördlichen Umgang betrifft.

Die steigenden Anforderungen an sozialpädagogische Fachkräfte sind bei gleichzeitig starker Arbeitsverdichtung Ursachen dafür, dass die individuelle Gesundheit und das eigene Wohlbefinden immer öfter auf der Strecke bleiben. Zunehmend sind auch Erschöpfungssymptome festzustellen. Ausgehend von dem Blickwinkel der Fachkräfte werden in der Publikation „Würdigung der interkulturellen Jugendhilfe. Ein Plädoyer für Salutogenese und Achtsamkeit“ - theoretisch und praktisch - die Begriffe Würde, Salutogenese und Achtsamkeit in den Mittelpunkt gestellt.

Die einzelnen Bände in diesem Gesamtwerk sind chronologisch geordnet, der jüngst erschienene Band ist also im Buch ganz hinten zu finden. Die Artikel in den Bänden beziehen sich aufeinander und stehen doch jeder für sich, so dass auch ein „Reinblättern“ in einzelne Artikel problemlos möglich ist.

Dazu möchten wir herzlich einladen und wünschen der Leserin/dem Leser eine fruchtbare Lektüre!

Mehmet Asci, Nalan Özenir
Geschäftsführung LebensWelt gGmbH



Genderschreibweise: In den älteren Veröffentlichungen in diesem Buch werden geschlechtsbezogene Begriffe in der Regel in ihrer männlichen Form verwendet, dies impliziert auch die weibliche Form. In den aktuelleren Veröffentlichungsteilen in diesem Buch wird entweder eine geschlechtsneutrale Schreibweise verwendet oder aber das Gendersternchen.

Begleitet werden die Beiträge von **Grafiken des Malers und Grafikers Martin Brosch**. Als Weggefährte von LebensWelt seit den ersten Tagen in allen gestalterischen Belangen, bietet Martin Brosch mit seinen impulsiven Zeichnungen einen freien, assoziativen Beitrag zu Themen der interkulturellen Jugendhilfe.

I.

Möglichkeiten und Grenzen ambulanter Erziehungshilfen in Migrantenfamilien

Immer mehr nicht-deutsche Familien nehmen ambulante Hilfen in Anspruch. Auch deswegen gewinnt interkulturelle Kompetenz in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit an Bedeutung und damit auch die Qualität der interkulturellen Arbeit. In diesem Kontext werden hier u.a. folgende Themen behandelt: Bedeutung und Folgen von Trennung und Scheidung in Migranten- und binationalen Familien, Arbeit mit Flüchtlingsfamilien, Interkulturelle Kompetenz, Umsetzung der Interkulturalität in der sozialen Gruppenarbeit, Werte, Normen und Traditionen – Erziehungsvorstellungen in Familien.

Die nachfolgenden Beiträge basieren auf der gleichnamigen Fachtagung von 2002.

Familie und Sozialisation von Migrantenkindern

HACI-HALIL USLUCAN

Der Sozialisationsprozess von Migrantenkindern kann nach wie vor als eine Konfrontation zweier oder mehrerer Kulturen gedeutet werden, wenn gleich die Differenzen allmählich geringer werden. Vielfach erleben Migrantenkinder das Leben in Deutschland als einen permanenten interkulturellen Konflikt, der intrapsychisch und individuell zu verarbeiten ist. Über lange Zeiten war die Situation der sogenannten »zweiten Generation« sowohl unter bildungs- und berufspolitischen als auch unter Integrationsaspekten höchst problematisch; bis in die achtziger Jahre hatte jeder Dritte von ihnen die Schule verlassen, ohne einen Hauptschulabschluss zu erreichen. Zwar ging dieser Anteil bis 1995 auf ca. 15% zurück; dennoch liegt die Quote doppelt so hoch wie die der einheimischen Bevölkerung. Dabei schnitten, so Terkessidis (2000), italienische und türkische Jugendliche am schlechtesten ab. Immer mehr, so die Tendenz, wird der Zweig der Hauptschule praktisch entwertet und gilt als Auffangbecken für Migrantenjugendliche.

Im Folgenden möchte ich mich den Hintergründen der besonderen Sozialisationsbedingungen von Migrantenkindern und -jugendlichen widmen, die generellen Wirkweisen, Mechanismen und Probleme des Akkulturationsprozesses benennen und sie dann exemplarisch an der Gruppe der türkischen Migranten näher veranschaulichen.

Migration und Akkulturation

Es gibt heutzutage kaum ein Land, das nicht von Arbeitswanderung oder Flüchtlingsbewegung betroffen ist. Migrationsprozesse treten im Zuge der europäischen Vereinigung, der Globalisierung der Märkte und der fortlaufenden Wanderungs- und Flüchtlingsbewegungen noch stärker als bisher in den Vordergrund und sind zu einer großen Herausforderung für moderne Nationalstaaten geworden (vgl.

Hoffmann-Nowotny 1989). Diese Prozesse führen zu Veränderungen im Sozialgefüge sowohl der Entsende- als auch der Aufnahmekultur.

Zunächst beherrschte die Wahrnehmung der Migranten als »Konjunkturpuffer« oder als Symptom des neuen Reichtums, der neuen wirtschaftlichen Blüte das öffentliche Bild in Deutschland. Mit den Migranten ging eine Unterschichtung der deutschen Gesellschaft einher, d.h. den Platz der klassischen deutschen »Unterschicht« bzw. »Arbeiterschicht« nahmen nun Arbeitsmigranten ein; im gleichen Zug erlebte die deutsche Unterschicht eine Aufwertung.

Doch was bezeichnet der Begriff Migrant genau?

Von Migranten wird gesprochen, wenn es um die Bezeichnung von Individuen oder Gruppen geht, die einen sozialen und geographisch umgrenzten Raum verlassen und in einen anderen, im Prinzip auf eine längere Zeit angelegten, Raum ziehen, also bewusst keine Touristen oder Urlauber sind. Gegenwärtig wird damit häufig jedoch die Wanderung nach dem zweiten Weltkrieg von den ärmeren Ländern in westeuropäische Länder oder nach Amerika/Kanada gemeint. Vielfach werden auch die Nachkommen über verschiedene Generationen dieser ursprünglichen Einwanderer als Migranten bzw. Migrantenkinder bezeichnet. Begrifflich scheint es geboten zu sein, eher von Migranten zu sprechen als von Ausländern, um diese Menschen nicht als »fremd«, wie die Bezeichnung des »Ausländers« nahe legt, zu stigmatisieren und sie einem begrifflich ideologischen Ballast zu unterwerfen. Denn gegenwärtig sind sie vielfach keine Ausländer mehr, sind hier geboren und in ihrer subjektiven Selbstdefinition häufig der deutschen Kultur näher als der Ursprungskultur ihrer Eltern.

In der politischen und wissenschaftlichen Diskussion kommt dem Begriff des »Kulturkonflikts« eine Schlüsselposition zu. Während in den Anfangszeiten der Migration kaum die Rede von »Integration« der Migranten war, wurde in den 70er Jahren kritisch auf die Notwendigkeit einer sinnvollen Integrationsstrategie hingewiesen. Insbesondere die Rückkehrorientierung und die starke Bindung an die Heimat der ersten Generation, die von Anfang an ihre materiellen wie psychischen Investitionen in die Heimatkultur tätigte, erwies sich für die nachkommende zweite wie auch noch dritte Generation als ein Integrationserschwerernis. Sie, die nachkommenden Generationen, verfügten weder über die kulturell gefestigte Basisorientierungen, noch waren sie unmittelbar in der Lage, kulturelle Orientierungen der Aufnahmegesellschaft nahtlos zu adaptieren.

Besondere Aufmerksamkeit kam dem Ansatz der »bikulturellen Sozialisation« zu (Schrader/Nikles/Griese 1979), der in den Anfängen der Migrationsforschung formuliert wurde. Die Prämisse des bikulturellen Sozialisationsansatzes war es, dass Migranten, besonders Kinder, gezwungen sind, ihr kulturelles Bezugssystem zu wechseln und dass sie in diesem Kulturwechsel einen Prozess der Entwicklung und Veränderung ihrer Identität durchmachen, der mit einem kulturellen Konflikt einhergeht, wobei entgegengesetzte Einflüssen der Familie auf der einen und

die des Migrationslandes auf der anderen Seite auf das Kind wirken. Die Autoren vermuten, dass sich diese Diskrepanz der beiden »Kulturen« auf die Entwicklung von Kindern negativ auswirkt und Identitätsprobleme hervorbringt. So treten insbesondere im Jugendalter Identitätsprobleme in den Vordergrund. Für Jugendliche, die in einem bi-kulturellen Kontext leben und die sie als ablehnend, feindlich und diskriminierend erleben, besteht die Gefahr, ein gebrochenes Selbstbild, bzw. allgemeine Symptome einer Identitätskrise zu entwickeln. Zirkuläre Kausalitäten wie geringes Selbstwertgefühl, schlechte Schulleistungen und dadurch ein noch geringeres Selbstwertgefühl können diese Krisen verschärfen. Migrantenkinder haben also in der Adoleszenz neben der allgemeinen Entwicklungsaufgabe, eine angemessene Identität, ein kohärentes Selbst zu entwickeln, sich auch noch mit der Frage der Zugehörigkeit zu einer Minderheit auseinander zu setzen und eine »ethnische Identität« auszubilden. Ethnische Kategorisierung ist ein relevantes Merkmal in der Sozialisation von Kindern; dadurch wird über Zeiten und Generationen hinweg die Stabilität der Eigengruppe garantiert. Jedoch erschwert aber die nach wie vor mangelnde Repräsentanz der kulturell-ethnischen Minderheiten im deutschen Bildungskanon und der deutschen Öffentlichkeit den Aufbau eines positiven symbolischen Bezuges zur Herkunft.

Problematisch an diesem Ansatz ist aber die Annahme, dass die Ursache der Probleme von Migrantenkindern eindeutig auf den Kulturwechsel und der damit zusammenhängenden Konflikte zurückgeführt werden kann. Zweifellos sind die interkulturelle Situation und ihr Bezug zu zwei unterschiedlichen Kulturen wichtige Aspekte der spezifischen Situation von Migranten. Kulturkonflikt-Konzepte werden aber reduktionistisch, wenn »Kulturwechsel« einseitig als eine Entwicklungseinschränkung des Individuums betrachtet wird. Die ausschließliche Zentrierung auf die Veränderungen der Heimatkultur – im Zuge einer Assimilation – führt dazu, dass die familiären und extrafamiliären sowie die gesellschaftlichen Bedingungen des Migrationslandes nicht mitreflektiert werden. Die Ansätze der bikulturellen Sozialisation und des interkulturellen Austausches gehen von einer einseitigen Bereicherung der Einheimischen bzw. eines einseitigen Verlustes der Migranten aus, so dass das zugrundeliegende Anpassungs- bzw. Assimilationskonzept zu eng ist.

Mit Berry, Poortinga, Segall und Dasen (1992) lässt sich vermuten, dass die Qualität »ökologischer Übergänge« (im Sinne von Bronfenbrenner 1981), denen Migrantenkinder und ihre Familien begegnen, wesentlich dadurch bestimmt ist, dass die Eltern das doppelte Verhältnis, einerseits zur eigenen Ethnie, andererseits zur Aufnahmegesellschaft, eigenaktiv gestalten müssen. Dabei lassen sich, folgt man Berry, Kim, Minde und Mock (1987) in idealisierter Form vier Optionen unterscheiden: Integration, Assimilation, Separation und Marginalisierung. Während bei Integration und Assimilation Handlungsoptionen stärker auf die aufnehmende Gesellschaft bezogen sind, wobei Integration zugleich Bezüge zur Herkunftskultur

bzw. zur eigenen Ethnie stärker berücksichtigt, ist Separation durch eine stärkere Abgrenzung zur aufnehmenden Gesellschaft bei gleichzeitiger Hinwendung zur eigenen Ethnie und schliesslich Marginalisierung durch eine Abgrenzung sowohl von intra- als auch interethnischen Beziehungen gekennzeichnet. Dabei können diese Optionen bereichsspezifisch variieren und bringen nicht nur Unterschiede in personenbezogenen Präferenzen zum Ausdruck, sondern hängen wesentlich von den Erfahrungen mit Handlungsoptionen und -barrieren in der Aufnahmegesellschaft zusammen. Empirische Befunde sprechen dafür, dass Marginalisierung und Separation mit höheren Belastungen verbunden sind als Integration und Assimilation (Berry/Kim 1988; Morgenroth/Merkens 1997).

Tabellarisch lassen sich die unterschiedlichen Akkulturationsorientierungen von Migranten und Einheimischen in dem theoretischen Konzept von Berry und Bourhis, zwei berühmten kanadischen Akkulturationsforschern, veranschaulichen. Im Zentrum dieses Modells stehen die Interaktionsbeziehungen zwischen der Migrantenpopulation und der aufnehmenden Mehrheitskultur. Es wird von einer dynamischen Sichtweise ausgegangen, die sowohl die Aufnahmebereitschaft der Mehrheitskultur als auch die Anpassungsbereitschaft der Einwanderergruppe gleichermaßen berücksichtigt.

Das Interaktive Akkulturationsmodell (IAM)

Aufnehmende Gesellschaft	Migranten			
	Integration	Assimilation	Separation	Marginalisation
Integration	Konsens	Problem	Konflikt	Problem
Assimilation	Problem	Konsens	Konflikt	Problem
Segregation	Konflikt	Konflikt	Konflikt	Konflikt
Exklusion	Konflikt	Konflikt	Konflikt	Konflikt

Modellhaft wird hier verdeutlicht, mit welchen Alternativen die aus psychologischer Sicht wünschenswerte Akkulturationsorientierung »Integration« theoretisch zu konkurrieren hat: So zeigt die Tabelle, dass lediglich das Aufeinandertreffen von integrations- oder assimilationsorientierten Haltungen der jeweiligen Mitglieder relativ unproblematisch erfolgt; alle anderen Konstellationen dagegen latent problembehaftet sind, so z.B. wenn Migranten eine eher integrationsorientierte Haltung favorisieren, d.h. Schlüsselemente der eigenen Kultur beibehalten wollen und gleichzeitig die Bereitschaft zeigen, Schlüsselemente der Aufnahmekultur zu erwerben, die Aufnahmegesellschaft jedoch von ihnen eher eine Assimilation erwartet, d.h. eine Aufgabe der kulturellen Wurzeln und eine Adaptation der

Normen und Werte der Aufnahmekultur wünscht. Doch welche Schwierigkeiten und Probleme stehen der Integration entgegen?

Integration und Familie

Bei einer familialen Migration finden Sozialisationsprozesse nicht nur bei Kindern, sondern in der gesamten Familie statt. Alle Personen der Familie sind gezwungen, ihr Verhaltensrepertoire zu erweitern, zu ändern und umzuorganisieren. In dem Maße, in dem eine Akkulturation, d.h. ein allmählicher Erwerb der Standards der Aufnahmekultur erfolgt, findet in der Regel auch ein Entfernung von den Werten der Herkunftskultur statt; dieser Widerspruch, einerseits zu integrieren, andererseits aber auch kulturelle Wurzeln nicht auszulöschen, wird bisher von der Mehrzahl der Migrantenfamilien kaum befriedigend gelöst; auch die gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen sind nicht geklärt, wie die Diskussionen um die deutsche Leitkultur, Zuwanderungsdebatte, doppelte Staatsangehörigkeit etc. in der jüngsten Gegenwart zeigten.

Nun, wie kommt die Übernahme neuer Werte zustande? Keineswegs erfolgt sie derart, dass das kulturelle Erbe, das Alte, dem man angehört, einfach über Bord geworfen wird, die frühere Identität einfach wie eine alte Haut abgestreift wird, sondern das Neue wird allmählich angenommen, ohne das Alte aufzugeben; eher wird sukzessiv das Alte vom Neuen überlagert.

»Im Selbstbild werden leicht die Anpassungsleistungen, die man vermeint erbracht zu haben, überwiegen. Im Fremdbild der Einwohner des Gastlandes stellt sich das dann anders dar. Hier kann bald die Sicht überwiegen, daß die Zugewanderten anders sind, das heißt, es werden in vielen Fällen Anpassungsleistungen vermisst.« (Merkens/Ibaidi 2000)

Familien ausländischer Herkunft müssen – zusätzlich zur alltäglichen Gestaltung des Familienlebens – die Aufgabe lösen, sich in einer anderen Kultur zurechtzufinden, und gleichzeitig eine Balance zwischen der Bewahrung der eigenen Identität und dem Aufnehmen und Gestalten neuer Möglichkeiten erreichen. Dies gilt für jedes Familienmitglied, aber auch für die Familie als ganze. Zudem ist Migration in aller Regel ein »Familienprojekt«, das nicht mit einer Generation abgeschlossen ist. Familiennetze funktionieren in solchen Familien transnational, sind die wichtigsten Anknüpfungspunkte für soziale Beziehungen und müssen, weil sie erheblich zur Integration in der Aufnahmegesellschaft beitragen, gepflegt werden.

Dabei gilt es, sich von verallgemeinernden Vorstellungen von »der ausländischen Familie« zu distanzieren und vielmehr auf den Einfluss und die Auswirkungen der jeweiligen Herkunft für das Zusammenleben in der Familie – aber auch für das Leben in und mit der Aufnahmegesellschaft – zu achten. So steht z.B. erwiesenermaßen fest, dass die Variation, die Heterogenität innerhalb der Mi-

granten, aber auch innerhalb einer einzelnen Migrantengruppe, wie etwa der türkischstämmigen Bevölkerung, größer ist als in der deutschen Population (z.B. ist es forschungsmethodisch geboten, eine angemessene Zahl von innerethnischen Gruppierungen wie Lazen, Kurden, Türken, aber auch religiös verschiedene Gruppierungen wie Aleviten und sunnitische Muslime in einer Stichprobe zu haben, um annähernd repräsentative Ergebnisse für »die Türken« zu haben). Die naive Annahme eines Zusammenfallens von kultureller und ethnischer Identität erweist sich, wie Merkens (Merkens/Schmidt 1997) gezeigt hat, als problematisch. Es kann nicht einfach von »den Türken« und der »türkischen Kultur« geredet werden. Fremdzuschreibungen und Selbstzuschreibungen decken sich vielfach nicht; so etwa wenn Migranten von Deutschen als Türke wahrgenommen werden, sie selber sich jedoch aus einer Innenperspektive als Kurden verstehen.

Gleichfalls gilt es, gerade in Studien zu Migranten, das methodische Problem der Konfundierung von ethnischer Zugehörigkeit und sozialer Schicht stärker zu beachten: häufig überschneiden sich Schichtzugehörigkeit (z.B. Unterschicht) und ethnische Zugehörigkeit; Phänomene, die eventuell nur vor dem Hintergrund unterschiedlicher sozialer Zugehörigkeiten, wie bspw. unterschiedliche Konsumhaltungen von Unter- und Mittelschicht in der deutschen Bevölkerung, unterschiedliche Wahrnehmung kultureller Angebote etc., zu verstehen wären, werden unreflektiert ethnisiert.

Sinnvoll erscheint mir die Differenzierung, die Thomas vornimmt: Demnach ist im Akkulturationsprozess zu unterscheiden nach dem Akkulturationsdruck (Tourist, Flüchtling, Asylant, Immigrant, d.h. zeitlich befristet oder auf Dauer angelegt), den Gründen bzw. dem Grad der Freiwilligkeit des Verlassens (so ist bspw. bekannt, dass sowohl Flüchtlinge als auch deren Kinder größeren Akkulturationsstress erleben, als freiwillig in ein Land Kommende (Coll/Magnusson 1997)), und der Differenz zwischen den bereits im Sozialisationsprozess erworbenen eigenkulturellen Verhaltensgewohnheiten und den fremdkulturellen Anpassungsleistungen (Thomas 1989). In dem Maße, wie stark die Mehrheitsgesellschaft bestrebt ist, die ethnischen Minderheiten einzuschließen, drückt sie zugleich auch ihre Flexibilität und Toleranz für Abweichungen aus. Als ein klassisches Muster einer gelungenen Integration sind die Polen im Ruhrgebiet zu Beginn des Jahrhunderts anzusehen.

Integrationsgeschwindigkeit und Modus hängen nicht zuletzt von den kulturellen Distanzen zwischen Aufnahme- und Entsendekultur ab: je größer die Distanz, je unähnlicher die Kulturen einander sind, desto schwieriger wird die Integration. Wie unangemessen die bloße Forderung nach Anpassung ist, wird klar, wenn man die Tatsache vor Augen hält, daß z.B. die türkischen Migranten nicht nur einen Prozess der Reorientierung in Deutschland durchmachen müssen, sondern eine »Reorientierung auf einem höheren Synthesen-Niveau«. Im Klartext heißt das: auch Franzosen oder Holländer müssten sich in Deutschland neu orientieren, aber die Migranten aus der Türkei beispielsweise, die größtenteils

dörflich-agrarischen Verhältnissen entstammen, müssen das weit schwierigere Problem lösen und sowohl das technologische wie soziale Entwicklungsgefälle als auch die symbolisch-kulturelle (Sprache Religion, Werte) Verschiedenheit verarbeiten. Zwar ist der Akkulturationsstress, wie oben erwähnt, dort stärker, wo die Diskrepanzen zwischen Herkunfts- und Aufnahmekultur groß sind, gleichwohl »puffern« aber pluralistische Gesellschaften, die eine hohe Toleranzschwelle für andersartige Lebensweisen haben, andere Norm- und Moralvorstellungen erlauben, ein Teil des Stresses ab. Zwar bringt beispielsweise eine Rückzugstendenz in landsmannschaftliche Gruppen eine Entlastung und Bewältigung des Stresses mit sich (soziales Coping), doch auf Dauer werden dadurch Isolation und Segregation von der Aufnahmegesellschaft verstärkt.

Auf individueller Ebene wird Akkulturationsstress stärker von solchen Personen erlebt, die über eine nur wenig ausdifferenzierte Persönlichkeitsstruktur verfügen und in starkem Maße von den Veränderungen ihrer sozialen Umwelt abhängen.

Garcia Coll und Magnuson betrachten (für die Immigration in die USA) Akkulturation als eine kurvilineare Funktion des Alters: demnach seien das jüngste und das älteste Kind (einer Familie) den größten Schwierigkeiten unterworfen: das jüngste Kind habe wenig Zugang zu den ausserfamiliären Institutionen der Aufnahmegesellschaft; Akkulturationsprozesse im Vorschulalter seien relativ langsam. Für die Akkulturation des jüngsten Kindes sei in erster Linie der Akkulturationsgrad der Familie massgeblich. Das älteste Kind dagegen sei wiederum in seiner eigenkulturellen Sozialisation und Identitätsentwicklung am weitesten; Akkulturationsprozesse nach den formativen Jahren der Pubertät verliefen langsamer. Insofern, so läßt sich schlussfolgern, bildet die Altersspanne von 7 bis ca. 16 Jahren die sensibelste Phase der Akkulturation.

In der Migrationsliteratur überwiegen kritische Erwartungen, was Migration für Familien bedeutet (Wilpert 1987). Aufgrund der neuen kulturellen Gegebenheiten ist eine Reorganisation bzw. Neubewertung des Mikrosystems Familie zu erwarten. In der Migrationssituation werden bisher als fraglos angenommene familiäre Werte und Haltungen virulent: Fragen wie, »Welche Verpflichtungen habe ich den Familienmitgliedern gegenüber?«, »Wer zählt noch zu meiner Familie?« etc. treten auf.

Zum einen wird in der Forschung eine Fragmentierung bzw. Desorganisation der Familien postuliert, verbunden mit einer Abnahme von Kohäsion und sozialer Kontrolle und einer Zunahme ehelicher Probleme. Zum anderen wird angenommen, dass der Kontakt mit dem Wertesystem der Aufnahmegesellschaft Kultur- und in der Folge Generationenkonflikte erzeugen, welche Familien belasten, Konflikte in der Eltern-Kind-Beziehung bewirken und die elterliche Erziehung negativ beeinflussen kann.

Folgt man der familienpsychologischen Literatur, so läßt sich jede Familie durch Ressourcen und Vulnerabilitäten kennzeichnen (Schneewind 1999), die auf ihre Akkulturation einwirken. Dabei werden bei Migranten drei Arten von

Ressourcen voneinander unterschieden: Sozialstatus (z.B. finanzielle Mittel), politischer Status (z.B. Aufenthaltsstatus) und soziale Ressourcen wie soziales Netzwerk und Familienkohäsion (Rumbaut 1997). Beispielsweise bildet familiäre Kohäsion eine wichtige protektive Ressource, wenn die Familie finanziell schlecht gestellt ist sowie intensive Diskriminierungen und extreme soziale Benachteiligungen erfährt. Ausserdem lassen Forschungserfahrungen vermuten (vgl. Rumbaut 1997), dass kohäsive Familien mit wenig Eltern-Kind-Konflikten in Aspekten wie Wohlbefinden, Schulleistung der Kinder, soziale Unterstützung, Bildungsaspiration usw. konfliktreichen Familien überlegen sind.

Probleme ergeben sich besonders für Kinder in ihren Familien dadurch, dass sie sich – aufgrund ihrer schulischen Sozialisation im Einwanderungsland – vermutlich rascher und intensiver als ihre Eltern mit einem »bikulturellen Konflikt« auseinandersetzen müssen (Coll/Magnuson 1997; Buriel/De Ment 1997). Kinder sehen sich unter dem Druck, sich in der schulischen Sozialisation rasch an die Kultur des Einwanderungslandes zu akkulturieren, verlieren aber gleichzeitig ihre sozialisatorischen Bindungen an ihre Herkunftskultur. Ausserdem bilden Kinder für ihre Eltern ein Medium der Vermittlung der neuen Kultur bzw. eine »Brücke« zwischen der Kultur des Herkunfts- und des Einwanderungslandes. Besonders Schulkinder akkulturieren sich schneller als ihre Eltern und sehen sich mehr und mehr in der Rolle, dass sie ihre Eltern – als Kulturübersetzer« – bei deren Akkulturation unterstützen können (Baptiste 1993).

Dabei wachsen Kinder in ihren Familien in eine neue Rolle hinein, Kinder haben mehr und mehr das Privileg, an Informationen heranzukommen, die für sie sonst nicht zugänglich wären. Damit ergibt sich innerhalb der Familie eine Inkonsistenz im Status, die darin begründet ist, dass Kinder eine Position einnehmen, die den üblichen Rollenerwartungen entgegengesetzt ist, weshalb elterliche Autorität reduziert wird (Athey/Ahearn 1991). Folge ist, dass derartige Situationen, in denen Kinder die Autorität über ihre Eltern haben (Parentifizierung), für die Familienmitglieder sehr belastend sind. Beispielhaft sind hierfür türkische Kinder, die vielfach Übersetzerdienste für ihre Eltern leisten müssen. Bidirektionale Sozialisationsverläufe, bei denen also Kinder ihre Eltern »sozialisieren«, sind bei Migrantenfamilien ein häufig anzutreffendes Phänomen.

Entsprechende bikulturelle Konflikte manifestieren sich, folgt man bisherigen empirischen Studien, besonders in den Bereichen Sexualität, Identität (persönliche, ethnische Identität), Engagement für Bildung, Autonomie und gegenseitliche Freundschaften (Buriel/de Ment 1997). Wie allerdings Kinder und deren Familien intraindividuelle und intrafamiliäre bikulturelle Konflikte bewältigen, ist noch weitgehend unerforscht. Jedoch können Prozesse auf Seiten der Aufnahmekultur ausfindig gemacht werden, die eine Akkulturation erleichtern: Einstellung der Mitglieder der Aufnahmekultur gegenüber Fremden, Toleranz gegenüber anderen Denk- und Lebensweisen, kommunikative Offenheit Fremden gegenüber, soziale Durchlässigkeit der Institutionen etc.

Familie, Sozialisation und Erziehung in türkischen Familien

Die Einschränkung auf die türkischstämmige Population folgt inhaltlichen Kriterien: Mit über zwei Millionen Mitgliedern stellt sie die größte ethnische Minderheit innerhalb der rund sieben Millionen zugewanderter Menschen dar. Um ihre besondere Lage in Deutschland zu verstehen, scheint ein Rückblick auf den kulturellen Kontext der Sozialisation in der Ursprungskultur unerlässlich zu sein. Orientiert man sich an den Forschungen zur Familiensozialisation in der Türkei, so zeigen sich eine Reihe von bedeutsamen Merkmalen (vgl. Kagitcibasi/Sunar 1997): Ein türkisches Kind wird in aller Regel in vorgeformte Werte- und Erwartungsstrukturen hineingeboren und unterliegt schon bald sowohl unterschwelligem als auch offenkundigem Druck, sich in seine durch die Gesellschaft definierte geschlechtsspezifische Rolle einzufügen. Wie sich aus der Literatur über Sozialisation der Geschlechtsrollen für die westlichen Länder ergibt, gewähren türkische Eltern ihren Söhnen mehr Unabhängigkeit und erlauben diesen mehr Aggressivität, während sie von ihren Töchtern eher Abhängigkeit und Ergebenheit erwarten. Dabei nehmen die den Mädchen auferlegten Einschränkungen mit zunehmendem Alter ständig zu. Auch im Bildungsbereich beginnt die Trennung der Geschlechter – zu Ungunsten der Mädchen – bereits in den ersten Schuljahren. Darüber hinaus führen die Sorge um Moral und Ehre im allgemeinen zur strikten Trennung unverheirateter junger Menschen unterschiedlichen Geschlechts. In der Türkei setzt sich diese Geschlechtersegregation fast in vollem Umfang auch nach der Eheschließung fort. Mit zunehmendem Bildungsstatus und mit der Häufigkeit zu urbaner beruflicher Beschäftigung und einem entsprechenden Lebensstil verbessert sich der gesellschaftliche Stellenwert der Frauen. Ungeachtet dessen halten Kagitcibasi und Sunar (1997) fest, dass die scharfe Unterscheidung zwischen den Geschlechtsrollen weiterhin als für die türkische Gesellschaft geltende Norm betrachtet werden kann.

Ausserdem kennzeichnet sich die türkische Familie durch enge interpersonale Beziehungen, wie sie sich auch in anderen kollektivistischen Gesellschaften mit ihrer »Kultur der Verwandtschaften« findet.

Die Sozialisations- und Erziehungspraktiken in traditionellen türkischen Familien bringen das ehrerbietige, loyale und gehorsame Familienmitglied hervor. Das Kind wird ermuntert und aufgefordert, seinen Eltern zu gehorchen. Ebenso erwarten die anderen erwachsenen Verwandten und Mitglieder der Gemeinschaft Respekt und Folgsamkeit (vgl. Kagitcibasi/Sunar 1997). Diese an das Kind gestellten, immer präsenten Anforderungen, stellen zusammen mit der vom heranwachsenden Nachwuchs erwarteten Loyalität und der Unterstützung der Familie, eine schwer auf Kindern lastende Bürde dar. Wie in kollektivistischen Kulturen allgemein zu beobachten, ist die Loyalität der Familie gegenüber oft wichtiger als das individualistische Eigeninteresse. Herrscht also in der türkischen Familie auf der einen Seite ein hohes Maß an emotionaler Verbundenheit und kann sich der

einzelne immer auf die Unterstützung durch die Familie verlassen, so ist auf der anderen Seite Kontrolle und Disziplin ebenfalls charakteristisch, was fortwährend durch die elterliche Erziehungsarbeit austariert werden muss, sollen sich nicht dauerhaft Konflikte mit den Kindern ergeben.

Familiäre Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland

Ein zentrales Thema sozialwissenschaftlicher Untersuchungen bei ethnischen Minderheiten sind die Auswirkungen, die sich aus der Differenz der Erziehungspraktiken in der Familie der Migranten und der deutschen Schule ergeben (vgl. Hopf 1990). Denn gerade die Schule bildet die entscheidende gesellschaftliche Institution, die Kinder in ethnisch differente Gruppen und in die normativen Strukturen der Aufnahmegesellschaft einführt. Zugleich werden sie dort aber auch mit ethnischen Kategorisierungen konfrontiert, in denen ihr Anderssein thematisiert wird. Analysen des Erziehungs- und Sozialisationsmilieus in Familien türkischer Herkunft sowie das Bemühen, die Wirkungen dieser Milieus (Schule und Familie) auf türkische Kinder abzuschätzen, vermehren sich in den letzten Jahren (vgl. Merkens/Schmidt 1991; Koch/Özek/Pfeiffer 1995; Merkens 1997; Morgenroth/Merkens 1997; Merkens/Ibaidi 2000).

Die Migration hat, wie Salman (1995) betont, die kulturellen und traditionellen Machtverhältnisse in Familien türkischer Herkunft auf den Kopf gestellt. Die Rollen in der Familie müssen neu definiert, durchgesetzt und eingeübt werden; Mitglieder aus Familien türkischer Herkunft mussten in vielen Fällen lernen, Selbstkontrolle zu entwickeln, um Entscheidungen eigenständiger zu treffen.

Betrachtet man das Gesamtbild der Ergebnisse zur familiären Akkulturation von Türken in Deutschland, wie sie Merkens (1997) vorlegt, so zeigt sich, dass Erziehungsstile und -ziele trotz ihrer Differenzen im Detail auch im intergenerativen Vergleich recht ähnlich sind. Ausserdem belegen die Befunde, dass die Großgruppe der Türken in ihrem Milieu über hinreichend Gemeinsamkeiten verfügen. Dennoch können bei Familien türkischer Herkunft zwei Milieus identifiziert werden, die sich als traditionalistisch/fremdbestimmt vs. modernistisch/selbstbestimmt beschreiben lassen. Dabei zeigt sich, dass diese Familien bei der Erziehung der Kinder einen wichtigen Einfluss ausüben. Dieser Befund wird – im Sinne der intergenerationalen Transmission (d.h. der Weitergabe von Wert- und Normhaltungen von einer Generation an die nächste) – als Indikator für Konsistenz gedeutet. Die Kinder weichen zwar in der Beurteilung bestimmter Werte und Rollenzuschreibungen sowie des familialen Erziehungsstils von ihren Eltern ab – so herrscht z.B. bei den Jugendlichen eher eine Orientierung an modernen Erziehungsstilen und -zielen, während die Eltern stärker an einer traditionalistischen Erziehung orientiert sind –, aber trotzdem zeigt sich ein hinreichendes

Potential an Gemeinsamkeiten, wenngleich städtische Familien eine modernere Erziehung zu praktizieren scheinen als jene in eher ländlichen Milieus.

Deutliche Differenzen zwischen deutschen und türkischen Jugendlichen sehen Merkens und Ibaidi bezüglich der religiösen Orientierung: Während Bindung an religiöse Vorgaben bei türkischen Jugendlichen noch eine Rolle in der Sozialisation spielt, ist sie für deutsche Jugendliche nur marginal (vgl. Merkens/Ibaidi 2000). Jedoch scheint, wie die obigen Ergebnisse ferner zeigen, dass entgegen der Annahme Religiösität kein Kriterium der eigen-ethnischen Kategorisierung wie etwa »Moslem vs. Christ« beim Vergleich mit deutschen zu sein. Innerhalb der türkischen Population favorisierten Eltern mit einem niedrigen Sozialstaus eher religiöse Erziehungsziele; hier war deutlich eine Tendenz zum Traditionalismus erkennbar, während bei Eltern mit einem höherem Sozialstatus sich Annäherungen an die Moderne zeigten.

Während aber im intergenerativen Vergleich die türkischen Eltern Bildung und Religion als vereinbar erkennen, ist bei den Jugendlichen keine Korrelation mehr erkennbar; sie sehen beide Ziele als unvereinbar an, spüren stärker die Spannungen der modernen Lebenswelt, die religiösen Zielsetzungen wenig Raum lässt (Merkens 1997). Religiösität, so die Befunde, scheint einer der stärksten Dämme gegen eine all zu schnell verlaufende Akkulturation und Assimilation zu sein, die Konsequenz auch für die Schulpolitik hat.

Generell zeigt sich, dass Erziehungsstil und Erziehungsziel in türkischen Familien dahingehend eine Tendenz zeigen, dass die Kinder stärker an einer modernen Erziehung orientiert sind, während die Eltern noch stärkere traditionalistische Haltungen favorisieren.

Familien türkischer Herkunft entwickeln in der Aufnahmegesellschaft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als Familien in der Türkei. Entsprechend sehen sich diese Eltern dazu aufgerufen, die Behütung und Kontrolle der Kinder und Jugendlichen (noch weiter) zu steigern. Gleichzeitig weisen türkische Eltern eine sehr hohe Bildungsaspiration für ihre Kinder auf. Geht man davon aus, dass die intergenerativen Beziehungen und Transmissionen in einer Migrations- und Minoritätssituation sich nicht schwächen, sondern in der Mehrzahl der Fälle stärken, ist anzunehmen, dass auch die 2. Generation mit ihren überhöhten Bildungsaspirationen ihre Kinder zu überfordern droht. Diese hohe Bildungsaspiration ist möglicherweise darin begründet, dass viele türkische Eltern das duale System in Deutschland nicht kennen und qualifizierte Berufe direkt mit akademischen Abschlüssen verbinden, wie es in der Heimat in der Regel auch üblich ist.

Während in der deutschen Gesellschaft ein partnerschaftlich kooperatives Verhältnis zwischen den Ehegatten bevorzugt wird (Nave-Herz 1984; Schneewind/Ruppert 1995), wird Familien türkischer Herkunft häufig eine stark geschlechtsspezifisch organisierte familiäre Rollendifferenzierung mit entsprechend definierter Entscheidungs- und Handlungsmacht zugeschrieben, die auch als »bifo-

kale Familienstruktur« bezeichnet wird (vgl. Schönflug/Silbereisen/Schulz 1990; Kagitcibasi/Sunar 1997). Diese Art familialer Binnenstruktur ist jedoch abhängig von sozio-demografischen Faktoren wie der Grösse des Familienhaushalts oder dem Modernisierungsgrad der Region. Merkens (1997) zeigt sogar, dass für den Erziehungsstil in Familien türkischer Herkunft die rigide Durchsetzung elterlicher Forderungen nicht charakteristisch ist. Weiterhin macht der Vergleich mit anderen Herkunftsnationalitäten deutlich, dass in türkischen Familien enge emotionale Bindungen bestehen, die mit hohen Leistungserwartungen verknüpft sind (vgl. Nauck 1990). Dennoch belegen die Analysen von Morgenroth und Merkens (1997), dass zwar in Familien türkischer Herkunft ein hoher Familienzusammenhalt besteht; jedoch zeigen sich auch Hinweise, dass Jugendliche aus Familien, die ursprünglich aus ländlichen Regionen der Türkei stammen und die relativ spät ihre Migrationsentscheidung getroffen haben, in einem Spannungsverhältnis zwischen Familie und Schule leben. Ihre lange Aufenthaltsdauer in der Türkei und die starke Belastung mit Haushaltsaufgaben erschweren ihren Schulerfolg.

Die Sozialisationsbedingungen von Migrantenkindern lässt sich nicht angemessen verstehen, ohne die unterschiedlichen kulturellen Wertigkeiten von Kindern (Value of Children, VOC) und der Familie zu betrachten. Einer der markantesten Unterschiede zwischen deutschen und Migrantenfamilien ist der unterschiedliche hohe ökonomische Wert, der der Familie bemessen wird: während Familie in Deutschland einen hohen psychologischen Wert hat und der ökonomische Wert immer mehr abnimmt, ist ein hoher ökonomischer Wert, der seine Wurzeln u.a. in dem geringer ausgebauten Sozialversicherungsnetz in der Ursprungskultur hat, bei den Migrantenfamilien zu veranschlagen. Insofern ist in Migrantenfamilien auch der ökonomische Wert der Kinder wesentlich höher.

Während die psychologische Wertigkeit von Kindern (im Sinne des Glückserlebens der Eltern) durch eine Mehrzahl an Kindern nicht akkumuliert werden kann – denn ab einer bestimmten Zahl an Kindern werden diese eher zur Belastung – ist dies beim ökonomischen Wert möglich; deshalb macht eine höhere Kinderzahl für traditionale Gesellschaften Sinn. Jungen versprechen langfristig höheren ökonomischen Beitrag für die Familie, sowohl als Altersversicherung als auch für die aktuelle materielle Reproduktion. Für Gesellschaften mit agrarisch-patrilinärer Tradition scheint es ideal zu sein, viele Söhne zu haben.

Einige der erzieherischen Ziele türkischer Eltern, so bspw. die Erziehung zum Gehorsam, scheint vor dem eigenen sozialisatorischen Hintergrund der Eltern in einer agrarischen Gesellschaft, in der Werte wie Erziehung zum Gehorsam für das Überleben der Familie funktional waren, erst verständlich zu sein.

So konnte in einer kulturvergleichenden Untersuchung, an der neben Deutschland und der Türkei die USA, Taiwan, Philippinen, Korea, Thailand und Singapur teilnahmen, gezeigt werden, dass Erziehungsziele und Wertigkeiten von Kindern in einer engen Beziehung zum Modernisierungsgrad der jeweiligen Gesellschaft stehen.

Wertigkeiten von Kindern und Erziehungsziele der Eltern

	Deutschland	Türkei
Psychologische Wertigkeit von Kindern	73	22
Ökonomische Wertigkeit von Kindern	12	72
Erziehung zu Selbständigkeit	51	9
Erziehung zu Gehorsam	10	36

Angaben in Prozent; Quelle: Nauck, 1989

Während also deutsche Eltern zu 73% den psychologische Wert von Kindern bei der Familienplanung in Betracht zogen, waren es bei türkischen Eltern in der Türkei rund 22%; dort überwog der ökonomische Nutzen, den sich eine Familie durch Kinder versprach, während sie für deutsche Familien mit 12% eher marginal war. In mehr als der Hälfte der Fälle erwähnten deutsche Eltern die Selbständigkeit des Kindes als ein wichtiges Erziehungsziel; für türkische Familien betrug dieser Anteil lediglich 9%. Erziehung zu Gehorsam scheint für deutsche Eltern mit 10% nur am Rande eine Rolle zu spielen; für etwas mehr als einem Drittel der befragten türkischen Eltern schien der Gehorsam der Kinder erzieherisch wichtig zu sein.

Jedoch konnte Merkens (Merkens 1997) zeigen, dass entgegen den Erwartungen türkische Familien in Deutschland dagegen dem psychologischen Wert von Kindern einen hohen Wert zusprachen; dies wird als ein Akkulturationseffekt, als ein allmähliches Hineinwachsen und als eine Anpassung an die Werte der Aufnahmekultur gedeutet.

In weiteren kulturvergleichenden Studien konnte demonstriert werden, dass ein bestrafender und behütender Erziehungsstil wenig leistungsfördernd wirkt; dagegen jedoch die erlebte elterliche Unterstützung einen der wichtigsten Prädiktoren für Schulleistungen bildet (Boehnke/Bergs-Winkels 1991). Inkonsistenzen zwischen den familialen Wertvorstellungen der jeweiligen ethnischen Minderheiten und den durch die Schule vermittelten Werten der Aufnahmegesellschaft sind bei Migrantenkindern höher; diese Inkonsistenzen haben Auswirkungen auf das Selbstbild und auf die Leistungsbereitschaft etc. Durch ihre sprachlichen Defizite erfahren sich vielfach Migrantenkinder als weniger wert; erfahren weniger Anerkennung, die sie vielfach durch körperliche Auseinandersetzungen (Aggression gegen andere) zu kompensieren trachten.

Diskutiert man die obigen Ergebnisse vor dem Hintergrund der Sozialisationsbedingungen türkischer Kinder, so lässt sich stückweit ihr »Versagen« in der Schule erklären: sie sind durch eine stärker autoritäre Erziehung wesentlich häufiger der Gewalt durch ihre Eltern ausgesetzt (Uslucan 2000), ihre Eltern können sie viel-

fach mangels eigener Kompetenzen in schulischen Belangen nicht unterstützen und erfahren im ungünstigsten Fall vielleicht auch eine sie ablehnende Umwelt.

Die sozialwissenschaftliche Literatur hat sich vielfach Migrantenjugendlichen unter Aspekten devianter Sozialisation (Gewalt, Kriminalität) gewidmet (Bielefeld/Kreissl 1982; Tertilt 1995; Nohl 1996; Heitmeyer/Müller/Schröder 1997; Pfeiffer/Wetzels 2000). Zu den plausibelsten Erklärungen zählen die Ausführungen, die der Bielefelder Gewaltforscher W. Heitmeyer (Heitmeyer u.a. 1997) im Anschluss an seine Studie mit 1200 türkischen Jugendlichen im Alter von 15 bis 21 Jahren macht. Heitmeyer geht von einem ambivalenten Aufwachsen in der Moderne aus. Gemeint ist damit einerseits eine generelle Öffnung der Chancen auf Selbstverwirklichung für Jugendliche, zugleich aber auch eine Verschärfung des ökonomischen Ungleichgewichts für bestimmte (Rand-)Gruppen der Gesellschaft und eine Erschwerung der Realisierungsmöglichkeiten dieser Chancen (somit also auch eine Erhöhung des Frustrationspotentials).

Von den gesellschaftlichen Veränderungen sind türkische Jugendliche stärker betroffen. Sie müssen nicht nur – wie ihre deutschen Altersgenossen – die nachteiligen Auswirkungen der Individualisierung, der Beschleunigung des Lebens und der erlebten Anomie etc. bewältigen, sondern müssen auch noch die positiven Aspekte dieser Individualisierung gegen ihre Eltern durchsetzen, die eine stärkere kollektivistische Orientierung favorisieren. Denn bei der türkischen Jugend kommt erschwerend hinzu, dass hier Generationen- und Kulturkonflikt miteinander gekoppelt sind; vor dem Hintergrund der stärkeren intergenerativen Bindungen in türkischen Familien – türkische Jugendliche stehen den elterlichen Werten und Normen wesentlich näher als deutsche Jugendliche den Normen ihrer Eltern – spitzen sich eventuell solche Konflikte (Zwang zu Individualisierung vs. Festhalten an kollektivistischen Überzeugungen) eher zu bzw. haben schärfere Auswirkungen auf die Beteiligten. Gewalt und Zuflucht zu Sicherheit und Orientierung versprechenden Totalidentifikationen mit scheinbar starken Kollektiven (wie der Nation Türkei oder dem Islam), die eindeutige und rigide Normenweisungen haben, kann dann eine der Optionen sein, die Widersprüche zwischen den Anforderungen der Mehrheits- und der Herkunftsgesellschaft zu »meistern«.

Berücksichtigt man aber das Aufwachsen der Elterngeneration unter kollektivistischen Bedingungen mit ihrer starken Loyalität und Verpflichtung zur Altersversorgung ihrer eigenen Eltern, so spüren sie immer stärker, dass sie diese Verpflichtung von ihren eigenen Söhnen unter den individualistischen Sozialisationsbedingungen der Aufnahmegesellschaft nicht mehr erwarten können und dieser Generationenvertrag immer stärker von den Söhnen einseitig aufgekündigt wird. Insofern ist mit Nauck (1991) zu vermuten, dass möglicherweise nicht die zweite und die folgenden Generationen, sondern die erste die »lost generation« darstellt.

Abschließend sei auf drei relativ unbeachtete Felder der Migrationsforschung verwiesen, die zukünftiger Forschung harren:

- Auswirkungen der Migration auf getrennte Geschwister
- Auswirkungen der Migration auf »Pendler-Identitäten«, d.h. auf Kinder, die zwischen Bindungsaufbau und Bindungsabbruch in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens in unterschiedlichen Kulturen sozialisiert werden
- Akkulturationsprozesse bei Kindern und Jugendlichen nach einer Remigration in die ursprüngliche Kultur

LITERATUR

- Alan, O./Steuten, U. (2000): Konfliktstoff Kopftuch, in: iza 3–4.
- Assmann, H./Herbert Nuschenpickel (1999): Ambulante Jugendhilfe mit delinquenten Migrantenjugendlichen, in: iza, 2.
- Auernheimer, G. (1999): Vom Umgang der Pädagogik mit der Migration seit den sechziger Jahren, in: iza 3–4.
- Auernheimer, G. (2001): Anforderungen an das Bildungssystem und die Schulen in der Einwanderungsgesellschaft, in: ders. Migration als Herausforderung für pädagogische Institutionen, S. 45–58.
- Auernheimer, G. (2001): Pädagogische und soziale Institutionen im Zeichen der Migration, in: ders. Migration als Herausforderung für pädagogische Institutionen, S. 9–18.
- Auernheimer, G.: Anforderungen an das Bildungssystem und die Schulen in der Einwanderungsgesellschaft.
- Auernheimer, G. (2000): Schulkonflikte in der Einwanderungsgesellschaft. In: iza. Zeitschrift für Migration und soziale Arbeit, 3–4, S. 36–43.
- Badavia, T. (2000): »Hier Moment! Der hat schwarze Haare, der ist anders.« Immigrantenjugendliche im Spannungsfeld menschlicher Potentiale und sozialer (Vor-)Urteile, in: iza. Zeitschrift für Migration und soziale Arbeit, 3–4, S. 58–63.
- Belaart, H.: Prävention und rechtzeitige Hilfe für Jugendliche ethnischer Minderheiten, in: Migration als Herausforderung für pädagogische Institutionen, S. 195–200.
- Benert, J. (2000): Interkulturelle Kompetenz. In: iza, 1, S. 10–17.
- Dietrich, I. (2001): Migrantenkinder – eine diskriminierte Minderheit in unseren Schulen? In: Migration als Herausforderung für pädagogische Institutionen, S. 59–72.
- Dietrich, I.: Migrantenkinder – eine diskriminierte Minderheit in unseren Schulen.
- Finkel, M. (2000): »...entweder man wird eingebaut in das System...«. Sozialpädagogische Fachkräfte über ihre Arbeit mit jungen MigrantInnen in Erziehungshilfen. ie, in: Erziehungshilfe 1, S. 6off.
- Friese, P. u.a. (1999): Migration und Jugendhilfe am Beispiel des Internationalen Familienzentrums in Frankfurt am Main, in: iza: 2.
- Gaitanides, St. (2001): Die Legende der Bildung von der Parallelgesellschaften, in: iza, 3–4.
- Gaitanides, St. (2002): Interkulturelle Kompetenz als Anforderungsprofil in der sozialen Arbeit. www.Soziales-hameln.de/akak/interkulturelles/texte/handbuchartikel.html.

Evaluation der interkulturellen Familienhilfe

Die folgenden Ausführungen basieren auf dem 261-seitigen – hier stark gekürzten – Abschlussbericht „Interkulturelle Familienhilfe bei LebensWelt. Ein Evaluationsprojekt“ vom Januar 2011. Die Studie wurde unter Leitung von Prof. Dr. Karlheinz Thimm, Institut für Innovation und Beratung an der Evangelischen Hochschule Berlin (INIB e.V.), unter Mitarbeit von Prof. Dr. Martina Stallmann, Magdalena Dumbeck und Anke Sommer durchgeführt.

Sozialpädagogische Familienhilfe in Familien mit Migrationshintergrund

KARLHEINZ THIMM

In allen bisher vorliegenden Untersuchungen zur sozialpädagogischen Familienhilfe werden die Dimensionen von Interkulturalität und Migrationshintergrund fast vollständig ausgeblendet. Die interkulturelle Qualität von ambulanten Hilfen zur Erziehung ist generell bisher kein untersuchtes Thema. Fuchs-Rechlin und Pothmann weisen für das Jahr 2007 im Rahmen der bundesweiten Jugendhilfestatistik aus, dass für das Spektrum der ambulanten Hilfen in 29 % aller Fälle Hilfen nicht „gemäß den Hilfezielen“, also „abweichend vom Hilfeplan“ beendet wurden. „Und bei den stationären Hilfen (...) verfehlen sogar gut 42 % der Hilfen ihr Ziel. (...). Weder die Familienform noch die ökonomischen Ressourcen der Familie spielen offenbar eine annähernd so große Rolle für die (diesbezüglich niedrigeren, Anm. Kh. T.) Erfolgsaussichten einer Hilfe wie der Migrationshintergrund. Möglicherweise berücksichtigen die familienersetzenden Hilfen die Besonderheiten der Lebenssituation dieser jungen Menschen noch zu wenig“ (2009, 4). Was hier für Vollzeitpflege und Heimerziehung als Thema aufgeworfen wird, darf durchaus auch für die familienunterstützenden Hilfen als Frage formuliert werden.

Die sozialpädagogische Familienhilfe (im Folgenden auch: SPFH) ist eine aufsuchende Hilfe, die im alltäglichen Lebensraum der Familie stattfindet (Gehstruktur). Manchen Familien fällt es leichter, Hilfen im eigenen Haus anzunehmen: Es muss keine Extrabetreuung für Kinder organisiert werden; die gewohnte

Umgebung kann das Reden erleichtern; die gesamte Situation ist „natürlicher“; durch Mit(er)leben kann Unterstützung unmittelbarer wirksam werden. Die Präsenz von Fachkräften im Lebensraum der Adressaten stellt aber auch einen massiven Eingriff in die Autonomie der Familie dar. Auch wenn Familienhelfer als Gäste kommen, muss die Familie eine Einstellung dazu finden, dass diese sehr häufig und lange anwesend sind und zudem mit einem nicht-privaten Auftrag ausgestattet sind (vgl. Helming u. a. 1999, 237).

Praxiserfahrungen signalisieren, dass in Familien mit Migrationshintergrund gehäuft praktische Unterstützung gewünscht wird, wie z. B. in folgenden Bereichen:

- Suche nach einer neuen Wohnung
- konstruktiver Umgang mit Behörden
- Klärung einer ungünstigen schulischen Situation
- Schuldenregulierung; Haushalten mit beschränkten Ressourcen
- Hilfen bei gesundheitlichen Problemen bzw. bei der medizinischen Versorgung.

Ein im Vergleich mit einheimischen, originär in der Bundesrepublik Deutschland verwurzelten Familien besonderes Thema ist ggf., dass Verwandte wie Eltern oder Geschwister im Heimatland leben und ggf. Unterstützung benötigen. Wie in Familien ohne Migrationshintergrund auch sind Partnerschafts- und Eltern-Kind-Probleme bzw. schwierige, belastete Entwicklungs-, Bildungs-, Sozialisations-, Teilhabe-, Integrationsprozesse der jungen Menschen und ihrer Eltern (Sorgeberechtigten, Lebensgefährten ...) zentrale Aufgaben in der SPFH. Das Generationenverhältnis und Erziehungsfragen sind allerdings dann besondere Herausforderungen, wenn diese Themen „zwischen den Kulturen“ angesiedelt sind. „Das Auseinanderdriften der Familie ist für Angehörige einer Kultur, in der Werte wie Familienehre, Achtung vor den Eltern, Geschwistersolidarität einen sehr hohen Rang haben, höchst schmerzhaft“ (Akgün 1991, S. 27). (...) Wenn die Einbindung nicht mehr funktioniert, kann es zu einem moralischen und sozialen Zusammenbruch der Familien kommen (...). Kinder können sich ihrer Eltern und der eigenen Kultur schämen. (...) Die – üblichen und normalen – Entwicklungen und Ablösungen der Kinder von ihren Familien dramatisieren sich. Allerdings wird manchmal auch Sitte und Tradition vorgeschoben, um von eigentlichen innerfamiliären Schwierigkeiten abzulenken (Akgün 1991)“ (Helming u. a. 1999, 446).

Als (weitere) migrationsspezifische Probleme benennt die Studie des DJI von Helming:

- Kulturelle und personale Identitätssuche auf der Basis von polyvalenten Verankerungen, Werten, Orientierungen;
- Loyalität zur im Herkunftsland lebenden Familie, ggf. gekoppelt an finanzielle Unterstützung;
- Rollenverunsicherungen von Frauen und Männern. „Die Frauen sind häufig

selbst berufstätig und fangen an, mehr Ansprüche an die Partnerschaft zu stellen; sie geraten in einen Zwiespalt zwischen traditionellen Vorstellungen (...) und anderen Modellen, die (...) ihren Bedürfnissen entgegenkommen“ (Helming u. a. 1999, 446).

Die intermediäre Funktion wird in der gründlichen SPFH-Studie von Helming u. a. so formuliert: „Die Hauptaufgabe einer Familienhilfe lässt sich als Vermittlung in vieler Hinsicht benennen:

- zwischen den Familien und der deutschen Kultur im Spannungsfeld 'Anpassung und kulturelle Eigenständigkeit' (...);
- zwischen der Familie und diversen Behörden und Institutionen (...);
- zwischen den Ehepartnern und ihren unterschiedlichen Ansprüchen;
- zwischen den Generationen, den Eltern, die festhalten wollen an Traditionen, um sich und die Familie vor einem Auseinanderdriften zu schützen und den Kindern, die die Erlaubnis brauchen, ihre eigene Mischung zu finden (...“ (Helming u. a. 1999, 447).

Von Gaitanides (1995, 71ff.) werden Zugangsbarrieren bzw. Nutzungshemmnisse für Menschen mit Migrationshintergrund mit Blick auf Leistungen der Sozialen Arbeit beschrieben, wobei ich mich für SPFH-affine Themen interessiere. Diese Hilfeform und ihr leistungsrechtlicher Status legen es nahe, eher von Passungsproblemen zu sprechen.

Sprachbarrieren

„Das Reden in der Heimatsprache wird als direkter, emotional besetzter und unmittlbarer erlebt. Es gibt sogar Bereiche, die nach Meinung der Mitarbeiterinnen nur in der Heimatsprache adäquat gefühlt, gedacht, ausgesprochen, erörtert und verstanden werden können. Oft wurde die Erfahrung gemacht, dass der Klient oder die Klientin zu einem anderen Menschen wird, wenn in die Heimatsprache übergewechselt wird“ (Gaitanides 1995, 72). Gerade aufstiegsorientierte Familien wünschen sich aber mit Blick auf die Kinder zum Teil auch „deutsche Fachkräfte“.

Misstrauen gegenüber Repräsentanten der Mehrheitsgesellschaft

„Die eigenen Leute“ als Fachkräfte erhalten ggf. einen Vertrauensvorschluss aufgrund unterstellter Gemeinsamkeiten wie Gleichbetroffenheit als Minderheitenangehörige bzw. kulturelle Ähnlichkeit. Damit einher geht mitunter die Hoffnung, mit Blick auf den Migrationshintergrund besser verstanden zu werden und parteilich unterstützt zu werden. Womöglich wird in der Fachkraft auch ein Modell für günstige Bewältigungsstrategien „zwischen den Kulturen“ gesehen, wodurch eine Brückenfunktion entsteht (vgl. Hiestermann 2002, 69). „Viele junge Migranten sind hungrig nach der Identifikation mit Vorbildern, die beide kulturellen Einflüsse auf eine produktive (...) Weise in sich vereinigt haben. Das bikulturell sozi-

alisierte nicht-deutsche Personal (...) kann eine solche Vorbildfunktion erfüllen“ (Gaitanides 1996, 187).

Unkenntnis des Versorgungssystems

Aus dem Herkunftsland (der Eltern) sind vergleichbare Soziale Dienste oft nicht bekannt. Eine niederschwellige vertrauensstiftende und angekoppelte Information über Leistungsangebote und damit eine günstigere Erreichbarkeit wird allerdings, traut man den stark gestiegenen Zahlen über die Inanspruchnahme von SPFH, zunehmend wahrscheinlicher.

Distanzierte, psychologisierende, segmentierte, unpersönliche Arbeitsansätze

An Stelle nondirektiver Vorgehensweisen erwarten Adressaten mit Migrationshintergrund oftmals eher ggf. partiell auch direktive lebenspraktische Ratschläge und Hilfestellungen mit kurzfristigen, sichtbaren Ergebnissen (vgl. Gaitanides 1999, 42). Am „häufigsten“ wird „Kritik an der sachlich distanzierten Haltung deutscher Fachkräfte laut“, die mit fehlendem Mitgefühl, mangelnder Emotionalität und ausbleibender Parteilichkeit verbunden wird (vgl. Hiestermann 2002, 76 f. mit Verweis auf Interviews von Veneto-Scheib).

Gaitanides hat versucht, Tendenzen des Fachkrafthandelns unter dem Herkunftsapekt zu fokussieren. „Deutsche MitarbeiterInnen werfen ihren KollegInnen nicht-deutscher Herkunft häufig Mangel an professioneller Distanz gegenüber der Klientel ihrer Landsleute vor. (...)

- Der Kommunikationsstil (...) sei zu familiär.
- Die nicht-deutschen MitarbeiterInnen hätten Schwierigkeiten, sich von Klienten abzugrenzen (...).
- Auch würden sie ihre Privatsphäre nicht genügend von ihren beruflichen Aufgaben trennen bzw. entsprechende Zumutungen von Seiten der Klientel nicht konsequent genug zurückweisen.
- Sie ließen sich auch zur Übernahme von Gefälligkeiten überreden, die nicht zu den professionellen Aufgaben gehören.
- Wie sie sich überhaupt durch 'ihre Gruppe' für partikulare Gruppeninteressen instrumentalisieren ließen (privat, politisch, religiös)“ (2005, 1).

Vielleicht „missdeuten die deutschen KollegInnen den familiären Kommunikationsstil als Herstellen privater Nähe und berücksichtigen nicht die Konventionalität eines persönlichen Kommunikationsstils und gastfreundlicher Gesten im öffentlichen Raum bei traditionell geprägten Klienten“ (Gaitanides 2005, 5).

Umgekehrt würden Fachkräfte mit Migrationshintergrund deutschstämmigen Kollegen vorwerfen, den Zugang zur Klientel zu erschweren, indem ein persönlicher Kommunikationsstil apriori als unprofessionell verurteilt werden würde.

Zudem würden mitunter allgemeine Grundregeln unflexibel zuungunsten des Einzelfalls priorisiert (vgl. Gaitanides 2005, 2).

Abgeschottete Problemlösungsversuche

Innerfamiliäre Schwierigkeiten mit Außenstehenden zu besprechen ist nicht selten tabuisiert bzw. wird negativ konnotiert. Statt „schmutzige Familienwäsche öffentlich zu waschen“ (vgl. Gaitanides 1999, 41) gelte die Maxime, dass „alles“ zwischen den vier Wänden bleibt. „Können traditionelle Bewältigungsversuche (...) keine optimale Wirkung erzielen, ergebe sich daraus dennoch kein plausibler Grund, mit den privaten Schwierigkeiten (...) ‘nach außen’ zu gehen. (...) Hilfe von außen wird scheinbar auch aus Angst vor einer Stigmatisierung im Fall einer Inanspruchnahme abgelehnt“ (Hiestermann 2002, 79 mit Bezug auf Interviews von Köse). Häufig findet eine Inanspruchnahme von Diensten auf Rat von Erziehern, Ärzten, Lehrern, Richtern statt.

Insgesamt gilt allerdings gerade die Hilfeform der SPFH als besonders geeignet für Familien mit Migrationshintergrund: Sie greift den hohen Wert von Familie in vielen nicht-deutschen Kulturen auf. Die Geh-Struktur erleichtert eine Annahme und kommt traditionellen Hilfeverständnissen entgegen. SPFH wird flexibel, ganzheitlich, integriert geleistet. Und der alltagsunterstützende Ansatz (Gesundheit, Haushalt, Behörden ...) mit starker „handfest-praktischer“ Lösungsorientierung kommt den Erwartungen solcher Eltern mit Migrationshintergrund entgegen, die nicht in einer sprechdominierten Familienkultur sozialisiert wurden (vgl. auch Hiestermann 2002, 95).

Sprachprobleme, Misstrauen gegenüber einer fremden Kultur, unterschiedliche Hilfeverständnisse können ggf. minimiert bzw. in negativen Auswirkungen gemindert werden, wenn Fachkräfte der gleichen ethnischen Gruppe oder ggf. nicht-deutsche Fachkräfte anderer ethnischer bzw. kultureller Prägung eingesetzt werden. So könnte ggf. nicht nur zu Familieninterna, sondern auch zu erweiterten Familiennetzwerken günstiger Zugang erlangt werden.

Zu warnen ist allerdings schon hier vor einer Kulturalisierung, also der vorschnellen und einseitigen Zurechnung von Verständigungsthemen und Schwierigkeiten in der Lebensbewältigung zur „Kulturzugehörigkeit“ bzw. die Reduzierung komplexer Situationen auf die kulturelle Dimension. So gilt: „Grundthemen und Vorgehensweisen der Familienhilfe sind in ausländischen und binationalen Familien ähnlich wie in anderen Familien, da jede Familie in gewisser Weise ‘fremd’ ist, und hier wie dort geht es darum, sich wirklich auf die Familien, ihre ‘eigene’ Kultur, Sinnggebung und ihre Lebenserzählungen einzulassen“ (Helming u. a. 1999, 443).

Insgesamt wird in den einschlägigen Diskursen und in vielen Untersuchungen allerdings der Kardinalfehler nicht vermieden, Migranten als homogene Gruppe abzuhandeln. Es fehlen milieuspezifische Differenzierungen bzw. eine verfein-

nernde Entwicklung von Teilgruppen. Atabay unterschied schon 1998 zwischen „religiös-traditionellen Familien (...), Familien zwischen Tradition und Moderne (...) und moderne(n) Familien“, die eigene Identitätswürfe in Zwischenräumen entwickeln (in Handschuck/Klawe 2004, 281). Hier muss in Zukunft viel genauer hingeschaut werden.

Definitivische Annäherungen und Gegenstandsreflexion des Begriffs „Kultur“

Die kulturellen Aspekte der Lebenswelten sind für die Entwicklung von Gesellschaften wie auch für professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit relevant. Folgende Entwicklungstendenzen sind von Bedeutung:

- Migration wird die Zukunft in der Bundesrepublik Deutschland prägen; damit wird kulturelle Vielfalt in wachsendem Maß zur Normalität.
- Im Zuge der Pluralisierung von Lebenslagen entstehen mehr und mehr Mischmilieus, die sich u. a. auf Grund von Lebensstilen, kulturellen Symbolen, kommunikativen Codes konstituieren.
- Der Rückbezug auf eine eigene Kultur kann zu einem zentralen Merkmal der Identität für eine Teilgruppe werden, während für andere Teilgruppen geradezu konträre transkulturelle Entwicklungen und globalkulturelle Trends identifizierbar sind.

Beide Gefahren sollen schon eingangs benannt werden: eine schablonenhafte Deutung von Verhalten unter dem Blickwinkel „kultureller Eigenart“ oder aber eine Ignoranz, eine Ablehnung und ein Übersehen von vorhandenen Kulturunterschieden, die den Subjekten wichtig sind und die einstellungsprägende und handlungssteuernde Bedeutung erlangen.

„Kultur“ stammt von dem lateinischen Wort „cultivare“ ab und bedeutet „bearbeiten“, „bebauen“. Der Bedeutungshof des Kulturbegriffs ist weit. Beginnen wir mit eher „klassischen“ Lesarten. Kulturen repräsentieren demnach Ablagerungen Jahrtausende währender Prozesse von Kommunikation, Interaktion und eingreifender Aneignung der dinglichen Welt. Diese Ablagerungen, diese „Repräsentanzen“ bieten ein Orientierungssystem, das mit der Veränderung von Lebensverhältnissen allerdings Modifikationen erfährt. „Kultur ist ein universelles, für eine Gesellschaft, Organisation und Gruppe aber sehr typisches Orientierungssystem. Dieses Orientierungssystem wird aus spezifischen Symbolen gebildet und (...) tradiert. Es beeinflusst Wahrnehmen, Denken, Werten und Handeln aller ihrer Mitglieder und definiert somit deren Zugehörigkeit zur Gesellschaft (...) (sowie, Kh. T.) schafft damit die Voraussetzungen zur Entwicklung eigenständiger Formen der Umweltbewältigung“ (Thomas 1993 in Loboda 2003, 11). Nohl differenziert: „In der interkulturellen Pädagogik wird Kultur gemeinhin auf zweierlei Weisen begriffen: Erstens

als Repräsentation, mit der man sich oder anderen eine kollektive Zugehörigkeit zuschreibt (a), und zweitens als kollektive Form praktischer Lebensführung (b)“ (2006, 138). Nützlich ist die Unterscheidung in „objektive“ (Kleidung, Häuser, Werkzeug, Musikprodukte ...) und „subjektive“ (Einstellungen, Werte ...) Kultur. Etabliert ist auch die Unterscheidung in einen engen Kulturbegriff der Hochkultur und ein erweitertes, lebensweltlich ausgerichtetes Verständnis von Kultur, das z. B. religiöse, ethische, technische, rechtliche Dimensionen bzw. Systeme des Glaubens, des Wissens, der Sprache und der nichtsprachlichen Symbolik, der Rituale, der Handlungspraktiken der kanonisierten signifikanten Personen umfasst. Kulturspezifische Variablen bzw. „Kulturkomponenten“ können sein: Bezug zu Zeit; Bezug zu Raum; Individualismus – Kollektivismus; Nähe – Distanz; Macht/Hierarchie; Gefühl – Ratio; Körperlichkeit in verschiedenen Beziehungstypen; Verhältnis zur Natur und zu Strukturen/Regeln (vgl. sehr genau Trompenaars/Hampden-Turner 1997 und Hofstede 1991 in Tuschinsky 2002, 38 ff.).

Diese einführende assoziative, gar „wilde Sammlung“ soll auch anzeigen, dass weder vollständig erfassbar noch konsensuell bestimmbar ist, was dem Bereich des Kulturellen zugeordnet wird. Jede Aufzählung ist zwangsläufig inkomplett und damit ergänzungsbedürftig.

Im wissenschaftlich derzeit vorherrschenden konstruktivistischen Prozessverständnis ist Kultur ein unabgeschlossenes, „in Bewegung befindliches, adaptionsfähiges System. Es ist (...) reflexiv, heterogen und besteht aus mehreren, lose miteinander verkoppelten Systemebenen“ (Hamburger 2009, 108). Und: „Jedes Individuum partizipiert an mehreren Rollen und Kulturen; es auf eine bestimmte reduzieren zu wollen, ist der Grenzfall (...)“ (Hamburger 2009, 110). Einerseits ist „Kultur“ eine erfahrbare soziale Realität. Andererseits werden kulturelle Zuordnungen konstruiert. Auch der „Migrant“ und der „Einheimische“ sind Konstruktionen.

Eng mit dem Kulturbegriff verbunden wird über Ethnizität und ethnische Zugehörigkeit diskutiert. Prinzipiell zu unterscheiden sind Prozesse der Selbst- und der Fremdethnisierung. Selbstethnisierung kann mehrere Funktionen haben. Unter anderem kann diese als Schutzreaktion auf kränkende Diskriminierung bzw. zur Verarbeitung von Misserfolg verwendet werden. Prozesse der die Eigengruppe aufwertenden (Selbst)Ethnisierung zielen darauf ab, „einer fortschreitenden Identitätsdiffusion oder vorhandenen Identitätsdefiziten durch eine Betonung der ethnischen Zugehörigkeit zu begegnen. (...) Nicht das Gemeinsame und Verbindende, sondern die kulturelle Differenz tritt demgegenüber in den Vordergrund“ (Handschuck/Klawe 2004, 22). Die eigene Herkunft, Volksgruppe, Kultur werden zum Zentrum für die Wahrnehmung und Beurteilung der Welt in Verbindung mit für selbstverständlich und richtig angesehenen Orientierungen und Deutungen. Durch Grenzziehungen („wir“ und „die“ usw.) wird die Welt überschaubarer, Auf- und Abwertung spielen zum eigenen Vorteil ineinander. Allerdings, der subjektive Vorteil der Lösung, nämlich die Reduzierung gesellschaftlicher Komplexität

auf relativ einfache Erklärungs- und Handlungsmuster, verstellt Einflussnahme auf die gesellschaftliche Wirklichkeit und mindert Teilhabechancen (vgl. Handschuck/Klawe 2004, 29).

Interkulturelle Reflexivität und interkulturelle Pädagogik

Mit dem Label „Interkulturalität“ werden kulturelle Filter prioritär gesetzt. Kultur bzw. wahlweise und selten terminologisch abgrenzend definierte Ethnizität von Menschen werden „als wesentlich für Identifikation und Selbstbild“ angesehen, es dominiert kulturelle Attribuierung (Räthzel 2003 in Teuber 2004, 128). Ggf. wird die „bloße Kulturzugehörigkeit (...) ‘unter der Hand’ als problemschaffend herausgestellt, um sie dann mit interkultureller Kompetenz wieder auflösen zu können“ (Flothow/Foitzik 2003 in Teuber 2004, 104).

Die aktuelle Kulturalisierungskritik warnt davor, kulturelle Differenzen übermäßig zu betonen und ökonomische, politische und rechtliche Wirkungsräume im Einflussgrad vergleichsweise gering zu schätzen. Es werde mitunter eine „Fremdheit“ auch mit Blick auf Menschen der zweiten und dritten Zuwanderergeneration mit mittelbarer Migrationsgeschichte konstruiert, die in der Bundesrepublik Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Kulturfokussierende Zugänge sind gefährdet, ethnozentristischen Perspektiven zu verfallen. Bolten fordert die Bereitschaft, sich immer wieder neu einer nicht eindeutig vorab entscheidbaren Gratwanderung zu stellen zwischen „kulturellem Relativismus und kulturellem Universalismus. Gleitet jemand zu stark in kulturellrelativistische Positionen ab, kehrt sich die angenommene ‘gleiche Gültigkeit’ von Kulturen in Gleichgültigkeit. Überwiegt eine universalistische Sichtweise, kann dies zu kulturellen Dominanzbildungen und Ethnozentrismen führen“ (2007, 78). Mecheril (vgl. Hamburger 2009) plädiert für reflexive Offenheit. Anstatt per se davon auszugehen, dass Migranten „eine andere Kultur haben“, solle beobachtet werden, wer mit welchen Interessen unter welchen Bedingungen mit welchen Wirkungen „Kultur“ als Begriff und (primäre) Deutungsfolie gebrauche.

Mit einer unreflektierten Verwendung des kulturell-ethnischen Filters sind nach Hamburger die „Vorteile“ verbunden, nicht über konkretes Tun und Unterlassen konkreter Individuen zu sprechen und dabei das Handeln genauer zu ergründen. Stattdessen wird das Handeln einer Typik bzw. einem Allgemeinen zugeordnet und reflexartige Reaktionsmuster, auch verstehbar als Abkürzung für möglicherweise aufwändige Abklärungen (und zwar gerade in Konflikten und bei der Legitimation von Interventionen), geraten in den Vordergrund (vgl. 2009, 135 f.). Hamburger leistet eine Reinterpretation eines Beispiels aus dem sozialpädagogischen Alltag einer betreuten Jugendwohngemeinschaft (aus Nölke 1996), um

seine Warnungen zu verdeutlichen. Dabei zeigt er, wie die durch Nölke konstruierte Fokussierung auf „interkulturelle Divergenzen“ nur eine (und dazu seines Erachtens auch noch eine eher hineingetragene statt herausgelesene) Deutungsfolie der skizzierten Konfliktodynamik ist. Stattdessen wird die Lesart eines „normalen“ interpersonellen Konflikts für denkbar, ja sogar wahrscheinlich gehalten. Hamburger schließt die Bearbeitung des Beispiels wie folgt: „Für Esra (...) ist die Selbstinterpretation, dass sie wegen ihres ‘türkischen’ Kochens abgelehnt werde, auch eine Chance, persönlich zurechenbare Defizite zu neutralisieren und sie auf ein ‘unverschuldetes’ Merkmal zurückzuführen (...)“ (2009, 124).

Gerade Pädagogen dürften keine fixen monoperspektivischen Interpretations-schemata zulassen (vgl. Nohl 2006, 132). Professionelle Pädagogik wird in kulturpluralen Gesellschaften (vgl. Nohl 2006, 233 ff.) tätig, wenn die naturwüchsige interkulturelle Sozialisation in lebensweltlichen Milieus und Gemeinschaften an Grenzen kommt. Sie organisiert dann ggf. interkulturelles Lernen, was zu je eigenen selbstbestimmten Bildungsbewegungen mit einem subjektiven Patchwork von Orientierungen, Prioritäten usw. führen kann. Mecheril zielt sogar dezidiert normativ auf eine „Pädagogik der Mehrfachzugehörigkeit“, die davon ausgeht, dass die Mehrzahl der Migrantinnen sowohl eine „natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ihres Herkunftslandes“ erlebt als auch Prägungen des Aufnahmelandes verwendet. Kultur wird nicht mehr als ethnisch eindeutiger und weitgehend homogener Bedeutungszusammenhang verstanden, sondern als „gebrochen und mehrdimensional“ (Nohl 2006, 132). Mit Blick auf migrationsgeprägte Menschen liegt also eine Melange nicht fern, die sich sowohl aus der Kultur der (elterlichen) Herkunfts- als auch der Aufnahmegesellschaft speist. Aufgaben einer „Pädagogik der kollektiven Zugehörigkeiten“ (A. Nohl), die eine Reduzierung auf eine Dimension wie ethnische Zugehörigkeit bzw. kulturelle Traditionen geradezu verhindern will, liegen darin,

- Menschen aus verschiedenen Milieus zusammen zu bringen,
- Wissensbestände über fremde Milieus zu verbreiten,
- kommunikative Explikationen von Mehrfachidentitäten („Mann“, „Schüler“, „Palästinenser aus Kreuzberg“, „Halbdeutscher“, „Rapper“, „36-Boy“, „heterosexuell“ und andere Bestimmungsmerkmale und Kombinationen sind denkbar) zu befördern,
- Menschen bei der Entfaltung „eigener Orientierungen angesichts der Unübersichtlichkeit kulturpluraler Gesellschaften“ zu unterstützen (vgl. Nohl 2006, 243).

Hamburger warnt vor einer Aufdauerstellung von interkulturellen Lernarrangements. Er begründet das damit, dass „interkulturelles Lernen ein notwendiges Lernen in kritischen Situationen oder in ‘Situationen der alarmierenden Entdeckung’ ist, jedoch nicht dauerhaft institutionalisiert werden soll. (...) Will man es auf Dauer stellen, dann muss es ständig die kulturellen und anderen Differenzen betonen,

hervorheben, wiederholen, die durch interkulturelle Verständigung überwunden werden sollen“ (Hamburger 2009, 108). In den Hintergrund geraten könnten in der Apriori-Unterstellung von Differenz und der Priorisierung von Fremdheit als „erste Deutungsmuster“ sowohl übergreifende Gemeinsamkeiten als auch das Wirken von sozialen, politischen oder interpersonellen Kräften, die nicht kulturell überformt sind.

Kulturelle Besonderheiten sollen nicht ohne Aufmerksamkeit bleiben oder gar eingeebnet werden, aber auch Zugänge wie „Ent-Kulturalisierung oder die Nicht-Thematisierung von kulturellen Differenzen“ sollten verfügbar sein (Hamburger 2009, 129). Es geht nach Hamburger darum, flexibel unterschiedliche Konzepte anzuwenden (also nicht mechanisch und stereotyp abzuspuhlen) und sich dabei über die Bedeutung und die Funktion interkultureller Zugänge zu verständigen.

Interkulturelle Kompetenz

Zunächst zur Organisationsebene. Die „Sonnenberger Leitlinien“ zur Gestaltung kultursensibler Dienste umfassen u. a. folgende Forderungen: Erleichterung des Zugangs zur Regelversorgung durch Niederschwelligkeit und Kulturkompetenz; multikulturelle Helferteams; Organisation und Einsatz kulturell und psychologisch geschulter Dolmetscher; Kooperation der Dienste mit Schlüsselpersonen der Migrantengruppen; Information durch muttersprachlich verfasste Medien; Beteiligung der Betroffenen bei Planung, Durchführung, Ausgestaltung; Aus-, Fort- und Weiterbildung zu interkulturellen Themen; Forschungsprojekte zu Fragen der interkulturellen Versorgung (vgl. Hegemann/Oesterreich 2009, 117).

Zu Recht wird Regelungen auf der Ebene standardisierter (und damit verlässlicher und berechenbarer) Verfahrensweisen hohe Bedeutung zugemessen. „Denkbewegungen alleine sind es nicht – nachhaltige Veränderungen in Richtung interkulturelle Öffnung (oder Versorgungsgerechtigkeit) entstehen nur durch strukturelle Interventionen, die ihrerseits Denkbewegungen anstoßen und am Laufen halten“ (Kühner 2010, 7). Dabei gilt: „regelmäßige und reflektierte Arbeit mit Dolmetschern ist (...) eine der nachhaltigsten interkulturellen Interventionen“ (Kühner 2010, 7).

Die interkulturelle Organisationsorientierung eines Jugendhelfeträgers kann auf folgenden Ebenen gestaltet und wirksam werden:

- Gesamtorganisation (zum Beispiel in den Dimensionen Leitbild; Konzept; Schlüsselprozesse; Richtungs- und Teilziele; Qualitätszirkel; Vernetzungen mit Initiativen, Vereinen, Dienstleistern; Öffentlichkeitsarbeit)
- Leitung (Führungskräfte-Handeln)
- (Multiethnische) Zusammenstellung von Teams
- Qualifikation der Fachkräfte

- Gestaltung von Ablaufprozessen (v. a. mit Blick auf direkte und indirekte Fallarbeit)
- Evaluation nach interkulturell relevanten Kriterien.

Die Frage, was interkulturell qualifizierte und zudem „erfolgreiche“ Familienhilfen auszeichnet, ist bis dato nicht untersucht. Wer sich diesem kaum eingrenz- baren Untersuchungsbereich nähert, begibt sich einerseits zwar in ein empirisch weitgehend unbekanntes Gelände. Andererseits ist das Thema von kontroversen und komplexen theoretischen Diskursen und voraussetzungsvollen Termini gekennzeichnet. In der allgemeinen Rede ist unstrittig, dass kultursensible Organisationsentwicklung und Hilfeprozessgestaltung unabdingbar dafür sind, mit Adressaten der Sozialen Arbeit in günstige, potentiell effektive Arbeitskontakte zu kommen. Dabei wird mitunter „interkulturelle Kompetenz“ zu einer Schlüsselqualifikation bzw. Querschnittskompetenz geadelt, ohne sich der Voraussetzungen, Gehalte und Folgen einer solchen Setzung zu vergewissern. Bilanzierend ist bei genauerer Rezeption sowohl der theoretischen Entwürfe als auch der alltagsnahen sozialberuflichen Rede zu konstatieren, dass interkulturelle Kompetenz und interkulturelle Qualität

- uneindeutige Begriffe sind,
- in den impliziten und/oder expliziten Bestimmungen theoretisch unterschiedlich konstruiert werden,
- vor allem auf der Handlungs- und Interaktionsebene schwierig zu messen sind,
- bisher nicht mittels akzeptierter und bewährter Erhebungsinstrumente, auf die zurückgegriffen werden könnte, erforscht wurden.

Wie der Diskurs um das Policy-Paper von Darla Deardorff und die Thesen der Bertelsmann-Stiftung von 2006 („Interkulturelle Kompetenz – Schlüsselkompetenz des 21. Jahrhunderts?“) zeigen, überwiegen in der Scientific Community Unübersichtlichkeit und Dissens.

Einige umstrittene Themen sind:

- Welches Verständnis von Kultur liegt den verschiedenen Begriffsverwendungen und theoretischen Konzeptualisierungen zu Grunde?
- Was versteht man überhaupt unter interkultureller Kompetenz? Diverse Merkmalslisten kursieren, häufig ohne dass Ebenen ordnend unterschieden, Systematisierungskriterien entfaltet, Gewichtungen vorgenommen und begründet werden.
- Was kann ein Modell von interkultureller Kompetenz leisten? Welche Variablen sollen in Struktur- und/oder Prozessmodellen Eingang finden? Soll solch ein Modell deskriptiv oder normativ-präskriptiv angelegt sein?

Beginnen wir damit, einige Definitionen zu rezipieren. Interkulturell kompetent handelt, so definieren Handschuck und Klawe, wer „im Dialog mit dem Gegen-

über in Kenntnis kulturspezifischer Eigenarten die individuellen Entwicklungswünsche und Handlungsoptionen erfragt und entwickelt“ (2004, 365). Deutlich weiter wird der Bogen durch den Psychologen Thomas gespannt (in Loboda 2003, 21). Er definiert, kognitive, emotionale und Handlungs-Dimensionen verbindend: „Interkulturelle Handlungskompetenz zeigt sich in der Fähigkeit, kulturelle Bedingungen und Einflussfaktoren im Wahrnehmen, Urteilen, Empfinden und Handeln bei sich selbst und bei fremden Personen zu erfassen, zu würdigen und produktiv zu nutzen im Sinne einer wechselseitigen Anpassung, von Toleranz gegenüber Inkompatibilitäten und einer Entwicklung hin zu synergieträchtigen Formen der Zusammenarbeit, des Zusammenlebens und handlungswirksamer Orientierungsmuster in Bezug auf Weltinterpretation und Weltgestaltung.“

Schönhuth (2005) bestimmt interkulturelle Kompetenz eher wirkungspragmatisch als Fähigkeit, „angemessen Kontakt aufzunehmen, die Rahmenbedingungen für eine für beide Seiten befriedigende Verständigung auszuhandeln und sich mit den Betreffenden effektiv auszutauschen“ (in Rathje 2006, 3). Hier wird das Ergebnis der Interaktion mit interkultureller Kompetenz verknüpft, so dass dieses Kompetenzbündel (ähnlich wie bei Thomas) für die Folgen der Interaktion haftbar gemacht wird.

Für Tuschinsky ist interkulturelle Kompetenz die individuelle Fähigkeit, „sich eigener, kulturell bedingter Denk- und Lebensweisen bewusst zu sein und sie so zu erweitern oder verändern zu können, dass andere, kulturell bedingte Denk- und Lebensweisen erkannt und respektiert werden und man mit ihnen ohne wesentliche Unannehmlichkeiten oder Konflikte zurechtkommen kann“ (Tuschinsky 2001, 111 in Teuber 2004, 81). Zu fragen ist: Gelten als Ziel und Maßstab interkulturell kompetenten Handelns Harmonie und Abwesenheit von Konflikten? Sind alle kulturell bedingten Denk- und Lebensweisen gleich (also als gleich gültig und gleich wertig) zu respektieren? Handschuck und Klawe fordern von einem Konzept der interkulturellen Kompetenz immerhin explizit und damit deutlich substantieller als Tuschinsky, „zwischen einem akzeptierenden, dialogischen Umgang mit Differenz und einer Orientierung an universellen Menschenrechten und dem Recht auf Teilhabe“ (2004, 46) zu balancieren.

Deardorff hat einen ambitionierten Versuch vorgelegt, mittels der Methode der Delphi-Befragung eine Experten-Community in die Sachverhalts- und Begriffsklärung einzubinden. Sie definiert interkulturelle Kompetenz auf dieser Grundlage als Kompetenz, auf „Grundlage bestimmter Haltungen und Einstellungen sowie besonderer Handlungs- und Reflexionsfähigkeiten in interkulturellen Situationen effektiv und angemessen zu interagieren“ (Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) 2006, 5). Und: „Interkulturelle Kompetenz (...) führt zu konstruktiver, weil angemessener und effektiver Kommunikation (...). Angemessene Kommunikation

bedeutet dabei, dass wichtige 'kulturelle' Regeln, die die Akteure für verbindlich erachten, nicht verletzt werden. Effektive Kommunikation heißt, dass die Akteure die Ziele ihrer Interaktion auch tatsächlich erreichen“ (ebd., 8). Deardorff selbst räumt allerdings ein, dass das vorgeschlagene Modell auf „einen Set verbindlicher Werte“ („Global Culture Competence“) (vgl. ebd., 11) verzichte.

Folgende Merkmale fanden im Kontext der Delphi-Studie Zustimmung bei mindestens 80 % der befragten wissenschaftlichen Experten:

- Fähigkeit zu effektiver und angemessener Kommunikation
- flexible Anpassung an den Kontext
- Fähigkeit, kulturgeleitetes Verhalten zu erkennen
- angemessenes und effektives Verhalten in interkulturellen Situationen
- zielorientierte konstruktive Interaktion
- interpersonelle Kommunikation mit akkuraten, angemessenen Botschaften;
- interkulturelle Gewandtheit i. S. eines aufgeklärten Bürgers der Weltgesellschaft (vgl. ebd., 14)

Straub u. a. fragen nun mit Recht, was denn unter einer „effektiven“ und „angemessenen“ Interaktion zu verstehen sei (vgl. 2007, 4). Zudem wenden sie ein, dass Interaktion in dem Thesenpapier von Deardorff „als eine eigentümlich friedfertige Angelegenheit in macht- und herrschaftsfreien Räumen konzipiert“ werde. „Interessen- und Zielkonflikte, die auch interkulturelle Situationen häufig prägen, werden tendenziell ausgeblendet oder marginalisiert“ (2007, 5).

Interkulturelle (Handlungs)Kompetenz wird in einer weiteren Veröffentlichung aus dem Kontext Sozialer Arbeit beschrieben als Fähigkeit, mit Angehörigen anderer Kulturen erfolgreich und kultursensibel interagieren zu können. „Erfolg“ aber kann, so wird durchaus kompatibel mit Straub u. a. differenziert, je nach kulturellem Verständnis, „Herstellung von Harmonie in der Beziehung“, „Gesichtswahrung“ oder „Erreichung der Ziele“ bedeuten (vgl. Koptelzewa 2004, 64). Denn Kontakte fänden in einer kulturellen Überschneidungssituation statt, in der die kulturspezifischen Handlungsmuster des Einzelnen ihre subjektive Eindeutigkeit verlieren, mehrere Deutungen für ein und dasselbe Verhalten möglich würden und auch die Angemessenheit sich nicht von selbst verstehe (vgl. ebd., 64).

Weitgehend Konsens ist in der Praxis Sozialer Arbeit: Interkulturelle Fachkraftkompetenz zeichnet sich dadurch aus, dass auf Prägungen durch kultur- und ggf. migrationsbedingte Besonderheiten geachtet wird, ohne einen Deutungsfilter zum Beispiel „kulturalisierend“ zu überdehnen. Einverständnis herrscht in der Wissenschaft darüber, interkulturelle Handlungskompetenz als multidimensionales Konstrukt zu konzipieren. „Dabei ist das übergeordnete Ziel vieler wissenschaftlicher Arbeiten, Variablen zu identifizieren, die als Prädiktoren für interkulturellen Handlungserfolg dienen können. Bei der Definition von interkultureller Handlungskompetenz handelt es sich häufig um eine Aufzählung von umfang-

reichen Eigenschaftslisten, die auf unterschiedlichsten Abstraktionsniveaus einzelne Komponenten des Konstrukts erfassen“ (Loboda 2003, 16).

In der Folge stelle ich vor, welche Einstellungen, Fähigkeiten usw. in verschiedenen gängigen Merkmalskatalogen genannt werden (vgl. Gaitanides 2003 – er betont insbesondere Empathie, Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz und kommunikative Kompetenz); Koptelzewa 2004, 65 f.; Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) 2006; Bolten 2007, 112 f.). Die Gliederung und vorgenommene Zuordnungen können auch anders ausfallen.

Wissen, Kenntnisse

- Wissen über kulturelle Unterschiede und über die Heterogenität kultureller Gruppen
- Wissen zu Alltag, Glaube, Werte, Lebenslagen von kulturellen Gruppen
- Migrationsspezifisches Wissen (Migrationsgründe und -verläufe; Recht; Entwicklungen der Subjekte in den Bereichen kulturgeprägte Alltagspraktiken, Werte, Religion, Geschlechterverhältnisse; Bikulturalität ...)
- Beherrschung von Sprache(n)

Haltungen, Einstellungen

- Interesse an interkulturellem Kontakt
- Unvoreingenommenheit, Offenheit, Flexibilität im Umgang mit fremden, neuen Gedanken
- Ambiguitätstoleranz
- Empathie, Perspektivenübernahme im Sinne von bzw. mit der Folge einer Dezentrierung und Relativierung der eigenen Kulturgebundenheit
- Respekt gegenüber Sitten und Gebräuchen anderer Kulturen
- Resonanzfähigkeit gegenüber Diskriminierung und Ausgrenzung von Angehörigen von Minderheitskulturen
- Akzeptanzgrenzen erkennen, Akzeptanzspielräume aushandeln können (diese Besonderheit akzentuiert Bolten 2007, 112)
- Dissensbewusstsein (ebenso Bolten 2007, 112)

Selbstreflexion

- Bewusstsein zu Normen, Werten, Konventionen der eigenen Kultur
- reflektierter Umgang mit Stereotypen, Vorurteilen sowie eigenkulturellen Routinen und Deutungsmustern (mit dem Mindestziel der Irritation von automatisierten Selbstbeschreibungen, konventionellen Wahrnehmungen, Interpretationsrastern und in der Eigenkultur befangenen Handlungspraktiken)

Sozial-kommunikative Fähigkeiten

- Rollendistanz
- Verhaltensdisponibilität und -flexibilität

- Fähigkeit, Gespräche mit Menschen aus nichteigenen Kulturkreisen zu führen
- Kommunikationsfähigkeiten in interkulturellen Verständigungssituationen zur Lösung von Problemen und Missverständnissen, z. B. Metakommunikation
- Fähigkeit zur Aushandlung von für beide Seiten akzeptablen Identitäten
- Konfliktfähigkeit als Kompetenzbündel, zwischen Menschen aus unterschiedlichen Kulturen sowie zwischen „deutschen Systemen“ und Lebenswelten der Subjekte vermittelnde Strategien einzusetzen

Solche Aufzählungen lassen sich erweitern bzw. anders gliedern. Ins Gewicht fällt dagegen und damit schwerer wiegt, dass interkulturelle Kompetenz ein „überkomplexer Begriff“ ist (vgl. Straub u. a. 2007, 11), der sich eindeutigen Bestimmungen widersetzt. Eingewendet wird zudem, dass auch in der eigenkulturellen Lebenswelt erfolgreiches Handeln ohne Einfühlungsvermögen, Rollendistanz, Metakommunikation oder Flexibilität usw. kaum vorstellbar ist. Als Besonderheiten für interkulturelle Konzeptualisierungen verblieben ggf. nur Fremdsprachenkenntnisse und Wissensdimensionen sowie die reflexive Verflüssigung von eigenkulturellen Vorfestlegungen. Auch die Nähe zu Basisfähigkeiten für professionelle Soziale Arbeit wird schnell ersichtlich und kritisch pointiert. Kurz: Interkulturelle Spezifika im Sinne von Alleinstellungsmerkmalen werden in der Merkmalslistung nicht (durchgängig) deutlich.

Weiter ist die in Unüberschaubarkeit mündende Vielfalt evident. Rathje schlägt vor: „Anstatt in ein Modell interkultureller Kompetenz alle Handlungskompetenzen zu integrieren, bietet es sich eher an, interkulturelle Kompetenz als Voraussetzung dafür anzusehen, dass die Interaktionspartner im interkulturellen Kontext ihre wie auch immer ausgeprägten weiteren Handlungskompetenzen (...) zur Anwendung kommen lassen könnten“ (Rathje 2006, 7). Zudem mahnt sie, dass ein Konzept interkultureller Kompetenz auch Raum für Differenzen und Widersprüche innerhalb von Kulturen aufmachen müsste (vgl. Rathje 2006, 11). Schließlich macht sie eine deutlich bescheidene Perspektive auf, wenn sie Kompetenz daran koppelt, dass „aus unbekanntem Differenzen bekannte werden“ (vgl. Rathje 2006, 14). In der Folge werden ggf. eigene Deutungsmuster relativiert, „Befremdung“ und damit auch unterschiedliche Weltdeutungen in ggf. parallelen Lebenswelten und Bezugssystemen werden so womöglich (eher) ertragen und führen nicht zum grundsätzlichen Gleichgewichtsverlust. Im Sinne eines „aufgeklärten Ethnozentrismus“ wären sich die Subjekte bewusst, welchen Werthaltungen sie verhaftet sind (vgl. Nieke 2000 in Nohl 2006, 66 f.).

Interkulturell sensible Hilfestaltung

Gängige, den Fachdiskurs bestimmende Fachkraftkompetenz-Kataloge, die interkulturelle Sensibilität und Verständigung befördern (sollen), sind breit angelegt.

In weiten Teilen werden dabei Einstellungs- und Fähigkeitsmerkmale abgebildet, die generell für die Soziale Arbeit charakteristisch sind. Denn immer geht es in der Sozialen Arbeit um die „Verständigung in der Vielfalt“ und um intermediäre Verknüpfungen, im Interesse von Menschen, die von Ausschluss, Randständigkeit, Einschränkung von Selbstsorge bedroht sind. Diese Adressaten sind (häufig mittelschichtig geprägten) Fachkräften in unterschiedlichen Abstufungen tendenziell fremd. So gelten für kultursensible Hilfen Haltungen und Fähigkeiten i. S. von Zentralorientierungen als gefragt, die lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit Teilhabebedrohten grundsätzlich prägen, zum Beispiel:

- Empathie für Subjekte in ihren Eigenwelten; Offenheit für aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft (durch Individualisierungs-, Differenzierungs- und Heterogenisierungsprozesse bedingt zunehmend eine verschleiern-illusionäre Formel) nicht nur für eigensinnige, sondern auch irritierende Lebensgestaltung
- Kommunikation mit Menschen, die fremd und anders erscheinen
- Offene mehrperspektivische Betrachtung von Selbstentwurf, Weltaneignung, Situationsauffassungen, Problemdefinitionen, Lösungsideen in belasteten Lebenssituationen
- Ambiguitätstoleranz als Fähigkeit, Mehrdeutigkeit und Polyvalenz auszuhalten
- Flexibilität als Bereitschaft, immer wieder neue Verabredungen einzugehen und Übereinkunft zu suchen

Die auch hier nicht abschließend rezipierten Fachkraftkompetenzen sollen dazu führen, Soziale Arbeit (hier insbesondere die Vor-Ort-Interaktion zwischen Adressaten und Fachkräften) nicht „kulturblind“ anzulegen, um im Ergebnis „angemessener“ und ggf. auch „erfolgreicher“ zu handeln. Kultursensibles Deutungskwissen, (kultur)reflexive Haltungen und entsprechende Handlungsfähigkeiten führen dazu, die eigene Perspektive als biografisch-soziokulturell entstanden und konstruiert und damit als eine unter mehreren möglichen Konstellationen zu verstehen. „Ein eigener Migrationshintergrund kann zum besseren Verständnis der Klienten führen, stellt jedoch keine Bedingung dafür dar. Die negative Erfahrung, zwischen zwei Kulturen zu stehen, kann sogar einen Nachteil für die Klientel bedeuten. (...) D. h. ein Migrationshintergrund allein sagt nichts über die interkulturelle Kompetenz der Person aus“ (Demirci 2007, 31).

Interkulturelle Verständigung wird durch Wahrnehmungs-, Deutungs-, Kommunikations- und Reflexionsprozesse strukturiert. Im Aufgriff von Sorgs Bestimmungen präzisieren Handschuck/Klawe, anschlussfähig an Familienhilfen, wie folgt: Für die Adressaten „ist es wichtig nachvollziehen zu können, warum welche Entscheidung getroffen wurde (Transparenz) und sie verstanden haben, was ihnen gesagt wurde. Zur Zufriedenheit trägt bei, wenn die Adressaten das Gefühl haben, alle wichtigen und nötigen Informationen bekommen zu haben. Dazu trägt ebenso bei, wenn sie freundlich und mit Respekt behandelt werden. Die Kommunika-

tion wird als angenehm und erfolgreich erlebt, wenn die Adressaten das Gefühl haben, dass die professionellen Akteure ihr Anliegen verstanden und zumindest versucht haben, ihnen zu helfen. Größtmögliche Partizipation und Transparenz werden damit – wie in anderen Hilfeprozessen auch – zu zentralen Handlungsmaximen für die Gestaltung erfolgreicher und gelungener Kommunikationsprozesse im Rahmen interkultureller Verständigung (2004, 361). Dies alles kann nur greifen, wenn die Beteiligten „eine Sprache sprechen“ bzw. in der Lage sind, „Landkarten der Bedeutung“ im Rahmen kommunikativer und reflexiver Prozesse zu entschlüsseln (vgl. Handschuck/Klawe 2004, 28).

Die Hilfeerbringung in der Vor-Ort-Arbeit mit Eltern, Kindern, Jugendlichen ist ein vielfältig bedingter, multifaktoriell beeinflusster Vorgang. Dabei ist die Leitorientierung der interkulturellen Qualität in alltäglicher Hilfeorganisation und -durchführung eine neben anderen Maximen. In Interaktionen vom Typus „Hilfe“ sind programmatische Fachstandards wie interkulturelle Verständigungsqualität unter erschwerten Bedingungen zu behaupten. Unreflektierte Routinen (wie der Einsatz von ggf. kultur- bzw. ethnozentristischer Definitions- und Deutungsmacht oder auch quasi-automatische kulturalisierende „Mechanismen“) im Umgang mit Adressaten werden ggf. eingesetzt, um Komplexität zu reduzieren. Schnelle Solidarisierung auf Grund ähnlicher Erfahrungen folgt ggf. nur oberflächlich, also mit Reflexivitätsverlust verbunden, interkulturellen Ansprüchen. Oder im Druck der Dringlichkeiten werden aufwändige Partizipation oder genaue Erklärung von Sachverhalten nicht mehr prioritär gesetzt. Administrative, organisationsbedingte „Sachzwänge“ bestimmen Fahrpläne und führen womöglich zum Drang nach Einebnung von als lästig erlebten Unterschieden oder Umwegen. Kurz: Selbst wenn interkulturelle Kompetenzen dem Grunde nach ausgeprägt sind, bedeutet das noch nicht, dass sich prinzipiell verfügbare Kompetenzen im Handeln der Fachkräfte und im Erleben der Nutzer manifestieren.

Nach Voruntersuchungen gehen wir zudem von Gefahren für die interkulturelle Rollenrolle von Fachkräften mit eigenem Migrationshintergrund aus, die zugleich Herausforderungen abbilden. Zum Beispiel:

- Ein Teil der Familienhelfer ist einem hohen Parteilichkeitssog von Seiten der Eltern ausgesetzt. Dabei stehen sie unter einer doppelten Loyalitätserwartung: Sie sollen nach außen die Adressaten als Subjekte „verteidigen“ („sei für mich“) und sich gemeinsam mit den Nutzern der Hilfe als solidarische Vertreter einer (etwa ethnisch oder mit Blick auf Religion bestimmten) Minderheit definieren („denn du bist einer von uns“).
- Ein anderer Teil der Fachkräfte mit Migrationshintergrund hat sich sehr weit von randständig-abgekoppelt lebenden Zuwanderern entfernt. Hier drohen Gefahren der Überdistanzierung, partiell gar Abwertung, ggf. als Folge bzw. Begleiterscheinung eines „zähen Emanzipationskampfes“ und eines Kampfes um Anerkennung durch die deutsche Umgebung, so Gaitanides (2005). Diese

Fachkräfte stehen ggf. vor der Aufgabe, die Empathiebereitschaft mit ihrer Klientel ggf. gegen eigene innere Widerstände zu erringen und wach zu halten. Denn mitunter sei ein Maß an affektiver Distanzierung vom „kulturellen Erbe“ zu beobachten, das zur Blockade von Empathie mit solchen Personen führen kann, die der Tradition stark verhaftet seien (vgl. Gaitanides 2005).

Eine Kernfunktion kultursensibler Hilfen sehen wir in der interkulturellen Moderation, die eine doppelte Bewegung abbilden sollte. Es geht unzweifelhaft um Anerkennung, um Akzeptanz, Unterstützung, Ermutigung auf der Basis einer wertschätzenden, respektierenden Haltung gegenüber dem Menschen, auch mit Blick auf sein Fremd- und Anders-Sein. Genauso lebt „gute Hilfe“ von Konflikt und Dissens, ggf. auch lesbar als Motor interkultureller Verständigung und Entwicklung mit Blick auf gesellschaftliche Erwartungen bzw. von Systemen (wie Schule, Gericht, Bank, Arbeitsagentur) geprägten „Normalitätserwartungen“. Dieses triadische Spannungsfeld (staatliche und gesellschaftliche Systeme, sozialpädagogische Fachkräfte, Adressaten von Hilfen) muss mit Blick auf Aneignungen und Bewältigungsstrategien durch die Fachkräfte und im Rahmen von Hilfen vermesen und balanciert werden – im eigenen Handeln und mit Blick auf die Adressaten.

Fazit

Die Interkulturelle Soziale Arbeit hat die Ausländerpädagogik und die Migrationssozialarbeit abgelöst. Statt defizit- und problemorientiert Migranten zu Objekten von Fürsorge zu machen wurden differenzannahmende Begegnungskonzepte favorisiert. Auch der Begriff der Interkulturalität ist jedoch „längst prekär geworden, da er ein statisches Kulturverständnis impliziert. Interkultur bezeichnet das Dazwischen zwischen Kulturen – damit wird vorausgesetzt, dass es Kulturen gäbe, die abgrenzbar seien voneinander (...) und so durch gegenseitiges Verstehen und Akzeptanz (...) zu einem Abbau von Ausgrenzung/Exklusion führen können“ (Giebler 2009, 547). In der sozialberuflichen Alltagswelt hat sich der Begriff Interkulturelle Soziale Arbeit als Terminus „für alles“, was mit Ethnizität, Diversity, Migration zu tun hat, gehalten. In der akademischen Reflexion dominiert inzwischen der Begriff der Transkulturalität, da so die „individuell und kollektiv neu auszuhandelnden Fremd- und Selbstkonstruktionen von Zugehörigkeiten mitgedacht werden können und ‘trans-’ die Gestaltung von Neuem in jeder Begegnung impliziert“ (Giebler 2009, 547). Die Zentrierung auf Kultur im Kontext der Arbeit mit Menschen mit Migrationshintergrund wird teilweise gänzlich abgelehnt, stattdessen wird eine auf soziale Exklusion bzw. Inklusion hin angelegte Diskursschärfung für notwendig gehalten. Nur so könnten Grenzen „dekonstruiert werden, die durch ein Wort wie Interkulturalität begrifflich permanent wieder neu hergestellt werden“ (Giebler 2009, 548). „Andersartigkeit“ werde geradezu hervorgebracht,

indem ein Differenz spiegelnder Sektor wie Kultur (der neben Wirkungsräumen wie Gender, Alter, Klasse, Milieu, Beeinträchtigung, Region stehe) ganz besonders akzentuiert werde. Der geforderte Dekonstruktionsimpetus scheint sich allerdings deutlich leichter in der praxisentlasteten Rede zu behaupten als in der Lebens- und Berufspraxis einholbar zu sein.

Zurecht kritisiert wird also die kulturalistische Schieflage, dass Menschen „vorwiegend oder gar ausschließlich als Angehörige einer kulturellen, religiösen oder ethnischen Gruppe und nicht als Individuen wahrgenommen und beurteilt werden; soziale Konflikte vorrangig mit kulturellen Eigenarten der Akteure erklärt und interpretiert werden“ (Handschuck/Klawe 2004, 364). Kulturalisierende Schablonen können genaue Recherchen „für diesen Fall“ geradezu erschweren. Eine Überbetonung des kulturellen Filters würde dazu führen, individuell, familial und sozial bedingte Dynamiken abzublenden. „Vielleicht handelt es sich bei anderen/fremden und befremdenden Einstellungen und Verhaltensweisen weniger um fremdkulturelle Phänomene als um Schicht- oder Geschlechterprobleme, um Spätfolgen der Migration bzw. individueller biographischer Brüche und Beeinträchtigungen oder vielleicht um Reaktionen auf soziale Chancenlosigkeit, institutionelle Entmündigung sowie rechtliche und sozialpsychologische Ausgrenzung, um minoritäre Überlebensstrategien usw.“ (Gaitanides o.J. und o.S.).

Gibson ordnet allerdings ein und findet damit unsere Zustimmung: „Of course, it is important to treat people as individuals, but culture does play a role in how people behave. We do some things because we are human, some things because of our individual personalities, and some things because of the cultures in which we live. It is important neither to over- nor underestimate the role that culture plays in determining how we behave“ (2009, 27). Sowohl mechanisch-kulturrelativistische (Abblendung; Blindheit) als auch kulturalisierende Haltungen (Überfokussierung) sind kritisierbar. In den vielfältigen Zugehörigkeiten eines Einwanderungslandes oder einer Migrationsgesellschaft werden Zuordnungen jedenfalls zunehmend uneindeutig, polyvalent, fluide, gelten auf Vorbehalt, sind durch Vermischungen gezeichnet. „Da hilft es nur (...), (...) sich am Individuum zu orientieren. Darüber hinaus geht es darum, die Zugehörigkeiten, die ihm wichtig sind, zu respektieren oder sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Anerkennung und Zumutung sind untrennbar aufeinander bezogen“ (Mecheril 2005, zit. n. Hamburger 2009, 144).

Das Konzept interkulturelle Kompetenz lässt „viele Fragen offen. Deshalb kann man es als Praxisansatz bezeichnen, dessen theoretische Fundierung ausgesprochen dünn ist“ (Teuber 2004, 92). Wissenschaftlich und professionell brauchbare Modelle zur interkulturellen Kompetenz zeigen sich mehrdimensional und umfassen kognitive, affektive sowie Handlungs-Komponenten, die auf der Wissens-, Einstellungs- und Interaktionsebene wirksam werden. Der Katalog der Teilfähig-

keiten wird nicht abschließbar zu definieren sein; Vorlieben der Definierenden, ihre Gliederungs- und Auswahlentscheidungen repräsentieren eine subjektive Aufladung dieser Konstruktionen. Sowohl testdiagnostische als auch Forschungs-Instrumente zur Erfassung von interkulturellen Kompetenzen werden immer nur einen Teil möglicher Merkmale aufnehmen (vgl. Hesse 2008, 49). In der Breite verwendbare Testinstrumente, zumal verwertbar für die Soziale Arbeit (Unterschiede zum Auslandseinsatz von Führungskräften aus Wirtschaftsunternehmen liegen auf der Hand), sind bisher nicht in Sicht.

Die Forderungskataloge zur interkulturellen Kompetenz mit „nicht enden wollende(n, Kh. T.) Aufzählungen von Fähigkeiten und Fertigkeiten“ (Teuber 2004, 92) sind in der Regel so ambitioniert angelegt, dass sie in der Breite und Komplexität kaum von einzelnen Mitarbeitern einzuholen und abzudecken sind („An- und Überforderungen“ mit „abstrakt-normative(m, Kh. T.) Charakter“ – so Markard 1991; „Ansammlung bester menschlicher Eigenschaften“ und „Kaum jemand kann von sich annehmen, jemals ein solches ‘Kompetenzzentrum’ zu werden“ – so Flothow und Foitzik 2003, vgl. Teuber 2004, 103). Das „Müssen“ und „Sollen“ richtet sich an Individuen. „Dabei wird eine Vielzahl von Fähigkeiten genannt, die auch als allgemeine Kompetenzen in der psychosozialen Arbeit gelten“ (Teuber 2004, 92). Über den hohen Stellenwert reflexiver und sprachlicher sowie kommunikativer Fähigkeiten für „kompetentes Handeln in der Einwanderungsgesellschaft (vgl. Kalpaka 1998 in Teuber 2004, 105) ist man sich allerdings tendenziell einig.

Stefan Gaitanides leistet einen besonders bemerkenswerten Beitrag, in dem er drei Weg weisende Schneisen in das interkulturelle Diskursdickicht schlägt. Erstens ordnet er die Vielfalt der Stimmen und Positionen vereinfachend drei „Lagern“ zu. Er sieht eine bildungs- und kommunikationstheoretisch inspirierte Erziehungswissenschaft, die Interkulturalität als notwendige Kategorie und Folie für die Analyse von interaktiven Verstehens- und Gestaltungsprozessen benötigt und verwertet. Daneben steht eine soziologische Theoriefraktion, die ausgrenzende und benachteiligende strukturelle Rahmenbedingungen fokussiert (politisch, rechtlich, institutionell) und die die Kulturdimension tendenziell als gefährlich vernebelnd identifiziert. Drittens sieht Gaitanides eine Gruppe von dekonstruktivistischen Denkern am Werk, die auf Gleichstellungspolitik und Antidiskriminierung setzen. Auch sie verbinden mit der kulturellen Fokussierung ebenfalls mehr Schaden als Gewinn.

Um kulturalistischen Konnotationen zu entgehen, können Begriffe wie migrationssensible Jugendhilfe, inkludierende Pädagogik, kompetentes Handeln in der Einwanderungsgesellschaft, aber eben auch reflexive interkulturelle Kompetenz verwendet werden.

Zweitens entwickelt Gaitanides Bestimmungsmerkmale einer „Fallstricke“ (S. Gaitanides) reflektierenden interkulturellen Kompetenz, die theoretisch durchdacht und gleichwohl praxisdienlich sind, auch weil in Rechnung gestellt wird, dass diese Anforderungen, besser: regulativen Ideen „nicht immer verfügbar sind“ (Gaitanides in LebensWelt (Hrsg.) 2009, 136).

1. Dynamischer statt statischer, vereingenschaftender, kollektivistischer Kulturbegriff
2. Kenntnisse über Kulturstandards aller Interaktionspartner, im Bewusstsein um den hypothetischen Zug jedes Deutungsmusters
3. „Vorurteilsbewusstheit: selbstkritische Reflexion und Dekonstruktion psychodynamischer, identitätspolitischer und interessen geleiteter Fremd- und Selbstbildkonstruktionen“ (Gaitanides in LebensWelt (Hrsg.) 2009, 135)
4. Reflexion von Minderheits-Mehrheits-Beziehungen und „exkludierender Zugehörigkeitsdefinitionen“; „Empowerment durch Rücknahme von Dominanz und Ressourcenorientierung“ (ebd., 135)
5. Multiperspektivische Sichtweise (Kultur als eine Schlüsselvariable neben anderen)
6. „Sokratische Einstellung“, die das Nicht-Bescheid-Wissen als Einstiegshaltung konstitutiv setzt (ebd., 136)
7. Ambiguitätstoleranz
8. Aushandlungsfähigkeit mit Kompromissgesinnung, die ggf. nicht aufgebbare Kernidentitätselemente stehen lässt
9. Konfliktfähigkeit mit möglichst transkulturellen Zugängen und diskursethischer Grundierung

Drittens werden im Gefolge von Apel und Habermas diskursethische Grundsätze benannt, wie reziproke Anerkennung als Personen, freie Standpunktäußerung, Verallgemeinerungspotential der ausgehandelten Normen (Universalismus), Verständigungsbereitschaft und Perspektivenverschränkung. Wichtig ist die Erläuterung, dass die Interaktionsgestaltung als „Zunächst-und-Dann“ angelegt werden kann, wenn Wertekonflikte (etwa Diskursethik versus Kinderschutz) in pädagogischen Kontexten zu handhaben sind, ohne dass die dialogische Basis, Begründungs- und Rechenschaftsverpflichtungen damit prinzipiell suspendierbar sind: „Es kann ethische Gründe geben (...), die eine ‘weiche’ Konfliktlösung im gegenseitigen Einvernehmen verbieten und die Konfrontation unvermeidlich machen. (...) Die eigene pädagogische Entscheidung sollte rational und verständlich begründet werden und unter Hinweis auf (...) menschenrechtliche Wertegrundlage legitimiert werden (...)“ (ebd., 138).

Interkulturelle Verständigung beschränkt sich nicht auf die Arbeit mit Migranten, sondern ist das Medium einer auf Aushandlung setzenden Sozialen Arbeit, die sich zwischen Subkulturen, zwischen Milieus, zwischen Lebenswelten und staatli-

chen Systemen bewegt. Die Soziale Arbeit muss fragen, auf welcher Ebene (Gesellschaft, Institution, Interaktion, Subjekt) welche Handlungsbedarfe bestehen, um

- nicht einer Pädagogisierung politischer Herausforderungen aufzusitzen,
- Probleme nicht zu individualisieren,
- unangemessener Ethnisierung nicht selbst Vorschub zu leisten,
- auch das Machtgefälle zwischen Angehörigen der Mehrheits- und verschiedener Minderheitenkulturen zu fokussieren (Sensibilität für Problemdefinitions- und Problemdeutungsmacht).

In der Gestaltung von Sozialer Arbeit müssen Funktionsträger auf den Ebenen von Organisationsleitung, fachlicher Steuerung und helfender Interaktion alltäglich so handeln, dass für sich und nach außen der Eindruck gestärkt wird, kultursensibel zu arbeiten, im „gefühlten Bewusstsein“, „was das ist“. In fachlichen Diskursen gelten interkulturelle Organisationsentwicklung, interkulturelle Fachkräftekompetenz und interkulturelle Verständigung mit den Adressaten als zentrale Qualitätsmerkmale von erzieherischen Hilfen. Interkulturelle Organisations- und Fachkraftmerkmale sind kein einmal erworbener und dann mechanisch abrufbarer Besitz. Die kommunikativen und selbstreflexiven Prozesse, die zum Beispiel notwendig für Erwerb und Wachhaltung von kultursensiblen Haltungen sind, müssen auf mehreren Ebenen angelegt und kontinuierlich befördert werden: Kulturentwicklung beim Träger; Aufbau von berechenbaren, zweckmäßigen Strukturen, die greifen; Prozessgestaltung im Organisations- und Hilfeablauf; Leitungshandeln von Geschäftsführung; Qualitätsentwicklung und -sicherung durch Beauftragte; fallnahe Begleitung der Fachkräfte durch Koordinatoren/Bezirksleitung u. a. m. Immer geht es sowohl um interkulturelle Gestaltungspotentiale mit dem Blick auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als auch auf die Fallarbeit (professionelle Kooperation; Interaktion mit Adressaten).

Das Evaluationsdesign der vorliegenden Studie

Der Träger LebensWelt wendete sich an die Evangelische Hochschule mit dem primären Interesse, die interkulturelle Qualität der Organisation und der Hilfeleistung auf den Prüfstand zu stellen. Die erkenntnisleitende Frage für die Untersuchung lautet: „Gibt es Zusammenhänge zwischen der Wahrnehmung einer Wirksamkeit der Hilfe und der Hilfezufriedenheit mit der interkulturellen Kompetenz?“

Mit der Untersuchung soll weniger in theoretische Diskurse um einen offenbar überkomplexen Begriff wie „interkulturelle Kompetenz“ eingegriffen werden, noch soll vertieft Anschluss an die Diskussion um wirkungsorientierte Steuerung gesucht werden. Wir wollen unvoreingenommen erkunden und nachzeichnen, was Funktionsträger und Nutzer Sozialer Arbeit in resümierenden Bilanzie-

rungen zu Hilfen äußern. Die Untersuchung soll nicht zu komplex angelegt sein (Aufwand-Kosten-Nutzen-Relation; Verständlichkeit für die Befragten; Auswertbarkeit der Daten mit vertretbarem Zeiteinsatz); sie soll aber komplex genug sein, Lerngewinne für die Fachkräfte und Steuerungswissen für die Führungskräfte des Trägers zu generieren sowie neue Erkenntnisse für die Soziale Arbeit als Profession zu liefern.

Folgende Entscheidungen prägen die Untersuchungsanlage. Mit der Erhebung von Einstellungen mehrerer Befragtengruppen (Eltern; Personen mit Führungsverantwortung und unmittelbar in der Praxis tätige Fachkräfte des freien und öffentlichen Trägers) wollen wir uns den interessierenden Phänomenen aus unterschiedlichen Perspektiven nähern. Die Befragungsdaten werden ergänzt durch die Untersuchung von Dokumenten der Organisation. Die Aussagekraft wird durch die Verknüpfung von Untersuchungsmethoden und Datenquellen (Triangulation) gesteigert. Die Untersuchungsinstrumente sollen sich, wie angedeutet, an dem Gütekriterium der Zweckmäßigkeit orientieren. Alle Entwürfe (Fragebögen; Leitfäden) wurden durch Rückmeldungen von Experten und Nutzern (hier im Rahmen eines Pre-Tests) im Hinblick auf die praktische Relevanz und Verständlichkeit geprüft und ggf. revidiert. Gleichwohl sind wir uns bewusst, dass Sprach- und Verständnisprobleme unsere Untersuchung trotz des Einsatzes von Sprachmittlern negativ beeinflussen. Untersuchungsverfahren, Befragtengruppen und Anzahl der Befragten stellen sich zusammengefasst so dar:

Elternbefragung

- 60 „begleitete“ (dialogische) schriftliche Befragungen von Eltern
- 30 daraus entstehende vertiefende Interviews (durchzuführen unmittelbar im Anschluss an die Ausfüllung des Fragebogens)

Führungs-, Jugendamts- und Fachkräftebefragung

- 3 Interviews mit Leitungs-/Stabskräften LebensWelt (in der Folge Führungskräfte genannt)
- schriftliche Befragung von circa 40 Fachkräften von LebensWelt (die in 55 Familien tätig sind)
- 1 Gruppendiskussion Bezirksleiterinnen LebensWelt
- 4 Gruppendiskussionen Fachkräfte LebensWelt
- 2 Gruppendiskussionen Jugendamt

Zunächst werden die Ergebnisse des quantitativen Teils der Studie (Eltern- und Fachkräftebefragung) vorgestellt, im Anschluss daran die beiden qualitativen Teile (Interviews mit den Eltern und Gruppendiskussionen). Die zugrundeliegenden Methoden werden im jeweiligen Kapitel beschrieben.

Selbstsorge als Bedingung guter Arbeit im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe

Eine salutogenetische Perspektive

HEINER KEUPP

Der globalisierte Kapitalismus hat zu einer spürbaren Beschleunigung und Verdichtung der Abläufe in den beruflichen und privaten Lebenswelten geführt. Die deutlichen Belege für eine Zunahme von Burnout und Depressionen lassen sich als Hinweise auf diese Entwicklung verstehen. Sie führen bei zunehmend mehr Menschen zu dem Gefühl der Erschöpfung. Von dieser allgemeinen Entwicklung sind auch alle Sozialberufe betroffen, aber es kommen bei ihnen weitere „Zonen der Verwundbarkeit“ hinzu, die mit dem speziellen beruflichen Arbeitsfeld zu tun haben. Die Antworten auf diese Probleme dürfen nicht in individualisierenden Strategien gesucht werden, sondern erfordern kollektive Aktionen.

Das erschöpfte Selbst

Mit dem Buchtitel „Das erschöpfte Selbst“ hat Alain Ehrenberg einen sprachlichen Treffer gelandet. Auch wenn das Buch selber erhebliche Ansprüche an seine Leser*innen erhebt, so ist der Titel zum nichtfachlichen Synonym für den Zustand von Burnout oder Depression geworden, den viele Menschen erleben oder befürchten. Ehrenberg liefert mit seinem Buch ein Stück Gesellschaftsdiagnostik, die einen Zusammenhang zwischen subjektiven Erfahrungen und gesellschaftlichen Entwicklungen herstellt. Auch weitere aktuelle Bücher versuchen, gerade die Depression in ihrer zeitdiagnostischen Bedeutung aufzuzeigen (etwa Horwitz & Wakefield 2007; Borch-Jacobson 2010).

Klassischer Weise - und auch noch heute (vgl. Blazer 2005) - wurde die Depression als „Melancholie“ bezeichnet und an der ambivalenten Geschichte der Bedeutungen, die jeweils der Melancholie zugeordnet wurden, ist die Kontextabhängigkeit dieses subjektiven Zustandes erkennbar. Bei dem griechischen Philosophen und Naturforscher Theophrast kann man die Frage lesen: „Aus welchem Grunde sind alle hervorragenden Männer, sei es, dass sie sich in der Philosophie, der Politik, der Poesie oder den bildenden Künsten ausgezeichnet haben, offenbar Melan-

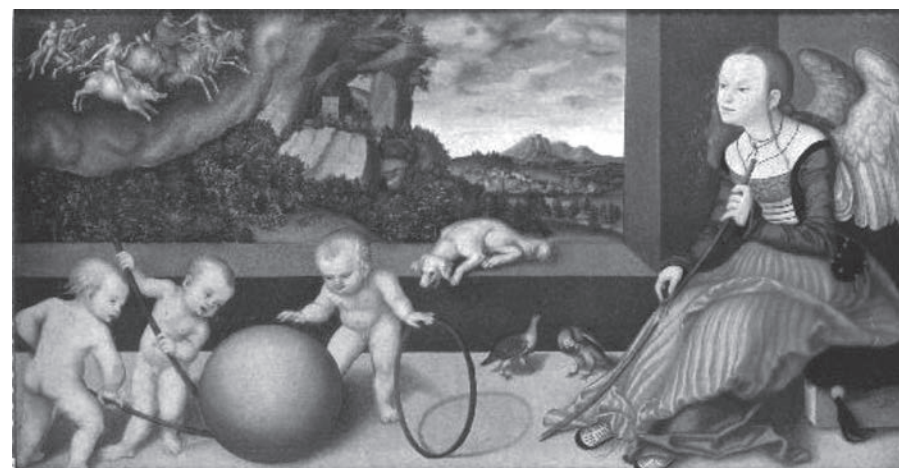
choliker?“ Melancholie wird also mit besonderen Geistesgaben in Verbindung gebracht. Das frühe Christentum kämpfte mit ihren Fundamentalisten, die sich als Eremiten in die Wüste zurückzogen und dort oft in einen Zustand der spirituellen Niedergeschlagenheit verfielen, der als „Acedia“ oder Trägheit bezeichnet wurde, die von Papst Gregor I. den sieben Todsünden zugerechnet wurde. Doch bevor dann mit der Entstehung des Protestantismus die rastlose Tätigkeit zu einem gottgefälligen Tun verklärt wurde, gab es den berühmten Versuch von Albrecht Dürer, der Melancholie einen anderen Sinn abzugewinnen.

Dürers Kupferstich «Melencolia I» aus dem Jahr 1514 gilt als Ikone der Melancholie als eines geachteten mentalen Zustandes. Es wird uns ein Engel gezeigt, der mit astronomischen und geometrischen Gerätschaften ausgestattet ist, mit denen er das messbare Wissen über die Gesetzmäßigkeiten dieser Welt registrieren kann. Der Wille zum Wissen wird erkennbar, aber das ist nicht das Bild rastloser Wissenschaft, das sich uns aus dem heutigen Habitus des Wissenschaftsunternehmers aufdrängt, sondern es ist eine Haltung der Nachdenklichkeit und Reflexion. Es ist die Suche nach dem, was „die Welt im Innersten zusammenhält“ (wie es Faust formuliert). Es ist nicht der faustische Typus, der in Siegerpose zeigt, was er dem Kosmos an Wissen abgerungen hat. Melancholie wird hier als eine fragende Gestalt dargestellt, die in selbstbewusster Bescheidenheit die Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis auslotet.



Als achtzehn Jahre später der Zeitgenosse Dürers, Lukas von Cranach der Ältere, Melancholie als Dame in Öl porträtiert, wird eine ganz andere Botschaft gesendet. Melancholie wird jetzt als eine Versuchung zum fröhlich und ziellos In-den-Tag-hinein-leben dargestellt.

Eine verführerische junge Frau vergnügt sich mit den Putti, ihr Schnitzen an einem Ast sieht nicht gerade zielführend und produktiv aus. Es ist ein bloßer Zeitvertreib. Was aber zieht da aus der linken Bildecke heran? Eine dunkle Gewitterwolke, in der man die Reiter der Apokalypse erkennen kann. Wie soll man das verstehen? Wird hier vor den Gefahren des süßen Nichtstuns gewarnt? Beginnen sich die Wertvorstellungen zu verändern? Wir sind in der Frühphase einer neuen Welt, in der sich der Protestantismus mit revolutionär neuen Wertvorstellungen



immer mehr durchsetzt und - wie Max Weber in seiner klassischen Studie „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ (1905) gezeigt hat - jetzt die produktive Tätigkeit in der Welt als gottgefälliges Werk angesehen war. Nie wissend, ob man genug getan hat, entsteht eine Haltung der rastlosen Produktivität. Und Martin Luther nimmt eine klare Positionierung vor: „Die Traurigkeit, die Epidemien und die Melancholie kommen vom Satan.“ Die Melancholie verliert ihre positive Bedeutung vollkommen.

Die entstehende kapitalistische Gesellschaft hat eine Norm durchgesetzt, nach der ein melancholischer Habitus jede Wertschätzung verlor. Und diese Haltung hat sich bis heute fortgesetzt, auch wenn das religiöse Deutungsregime keine Dominanz mehr hat. An die Stelle der Religion ist die Definitionsmacht der Psychoprofessionen getreten, die aus der Melancholie den Formenkreis der Depression konstruiert haben, aber bislang kaum den gesellschaftsdiagnostischen Stellenwert der wachsenden Zahlen diagnostizierter Depressionen erkannt und thematisiert haben. Mit ihrer Klinifizierung vertun sie die Chance, darauf hinzuweisen, dass der sich globalisierende Kapitalismus einen Steigerungszyklus der (Selbst-)Ausbeutung der Subjekte in Gang gesetzt hat, der zu einer dramatischen mentalen Erschöpfung führt. Mit der Medikalisierung dieses Prozesses wird ihm seine gesellschaftliche Lesbarkeit entzogen.

Ein Problem wird entdeckt: Arbeitsausfälle wegen übermäßiger psychischer Belastung

Die ehemalige Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen hat in einem Interview mit der „Saarbrücker Zeitung“ vom 27. November 2011 ein Problem benannt, das lange auf eine politische Wahrnehmung gewartet hat: „Es gibt ein Thema, das bislang viel zu kurz gekommen ist: die psychischen Belastungen in der Arbeitswelt. Jeder dritte Bürger, der heute vorzeitig in Rente geht, tut das, weil er den Anforderungen seines Jobs psychisch nicht mehr gewachsen ist. Im Schnitt gehen

die Leute mit Mitte Vierzig. Das ist für die Betriebe wie für die Gesellschaft ein Riesenverlust. Allein die Behandlungskosten dafür belaufen sich auf geschätzte 27 Milliarden Euro im Jahr. Diese Zahlen sollten aufrütteln.“

Das Wissenschaftliche Institut der AOK hat am 19. April 2011 in einer Pressemitteilung beunruhigende Daten präsentiert, die der Ministerin bekannt sein dürften. Unter der Überschrift „Burnout auf dem Vormarsch“ wird u.a. ausgeführt: „Nach einer Analyse des Wissenschaftlichen Instituts der AOK (WIdO) setzt sich der Anstieg von psychischen Erkrankungen unverändert fort. So ist 2010 nahezu jeder zehnte Ausfalltag auf eine psychische Erkrankung zurück zu führen. Bei der Untersuchung der Krankmeldungen von mehr als 10 Millionen AOK-versicherten Arbeitnehmenden zeigt sich: Die Diagnose Burnout (ausgebrannt) wird von den Ärzt*innen zunehmend dokumentiert. Um nahezu das 9-fache sind die Krankheitstage zwischen 2004 und 2010 wegen Burnout angestiegen. Insbesondere Frauen und Menschen in erzieherischen und therapeutischen Berufen sind von einem Burnout betroffen.“

In der Mitteilung der AOK heißt es weiter: „Die Fehlzeiten aufgrund psychischer Erkrankungen sind seit 1999 um nahezu 80 % angestiegen und führen zu langen Ausfallzeiten: Diese dauern mit 23,4 Tagen je Fall doppelt so lange wie der Durchschnitt mit 11,6 Tagen je Fall im Jahr 2010. (...) Zwischen 2004 und 2010 haben sich damit die 8,1 Arbeitsunfähigkeitstage je 1.000 AOK-Mitglieder auf 72,3 Tage nahezu um das 9-fache erhöht.“

Auch die uns vorliegenden Daten der anderen großen Krankenkassen (DAK, TK, BKK) gehen in die gleiche Richtung. Sie zeigen dramatische Zuwachsraten bei der Diagnose psychischer Störungen und die Anzahl der Arbeitsunfähigkeitstage, die durch diese Diagnose begründet wird, steigt in sehr viel höherem Maße als bei allen anderen klassischen krankheitsbedingten Gründen, die zum Arbeitsausfall führen. Die aktuellen DAK-Befunde zeigen, dass die Zuwachsrate der Fehltagewegen psychischer Erkrankungen von 2006 bis 2011 bei 61 % liegt und allein von 2010 auf 2011 bei 16 %.

Von besonderem Interesse sind die negativen Spitzenwerte der sozialen und erzieherischen Berufe, die uns die AOK-Mitteilung präsentiert: „Aber auch in Berufen, in denen ständig eine helfende Haltung gegenüber anderen Menschen gefordert wird, sind die Werte in diesem Zusammenhang auffällig. So führt die Berufsgruppe der Heimleiter und Sozialpädagogen mit 233,3 Arbeitsunfähigkeitstagen je 1.000 AOK-Mitglieder die betroffenen Berufsgruppen an. Dies entspricht 23,8 Ausfalltagen pro Fall.“

Die größten Steigerungsraten gibt es bei den Diagnosen Burnout und Depression. Die Einschätzung, dass die Depression zur Volkskrankheit Nr.1 wird, legt die Frage nahe, was dafür die Ursachen sein könnten. Der Frankfurter Psychoanalytiker Heinrich Deserno (2005, S. 188) schreibt dazu: „Seit etwa 15 Jahren zeichnet sich deutlich ab, dass Depressionen für den spätmodernen Lebensstil beispielhaft werden könnten, und zwar in dem Sinne, dass sie das Negativbild der Anforderungen beziehungsweise paradoxen Zumutungen der gesellschaftlichen Veränderungen darstellen und deshalb in besorgniserregender Weise zunehmen könnten, wie von der Weltgesundheitsorganisation hochgerechnet: Im Jahr 2020 sollen Depressionen weltweit und in allen Bevölkerungsschichten die zweithäufigste Krankheitsursache sein.“ Und die deutsche Stimme der WHO, Ilona Kickbusch, hat sich so zu diesem Thema geäußert: „Immer mehr Menschen haben mit einem immer schnelleren Wandel von Lebens-, Arbeits- und Umweltbedingungen zu kämpfen. Sie können das Gleichgewicht zwischen Belastungs- und Bewältigungspotentialen nicht mehr aufrechterhalten und werden krank. Depression ist zum Beispiel nach den Statistiken der Weltgesundheitsorganisation eine der wichtigsten Determinanten der Erwerbsunfähigkeit. (...) Schon heute sind weltweit ca. 121 Millionen Menschen von Depressionen betroffen. Denn unser Leben gewinnt zunehmend ‚an Fahrt‘, sei es zwischenmenschlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich oder im Informations- und Freizeitbereich“ (2005, S. 15).

Natürlich gibt es gute Gründe, die uns angelieferten Zahlen kritisch zu reflektieren. Die Krankenkassen liefern uns keine Daten der wahren Prävalenz, sondern die von Ärzt*innen diagnostizierten Befunde. Es ist notwendig, die inflationäre Verwendung der Diagnose Depression kritisch zu reflektieren. Die Hauptnutznießer dieser diagnostischen Gepflogenheit ist die Psychopharmaindustrie. Der Gesundheitsreport der TKK 2010 zeigt, dass 2009 bei Männern 119 %, bei Frauen 96 % mehr Tagesdosen als im Jahr 2000 verschrieben wurden.

Unstrittig dürfte sein, dass immer mehr Menschen die mit der Globalisierung verbundenen Veränderungen in ihrer Arbeits- und Alltagswelt als Herausforderungen und Belastungen erleben, die ihre Bewältigungsmöglichkeiten überschreiten. Die „Klinifizierung“ der daraus folgenden psychischen Probleme enthält die Gefahr der Individualisierung gesellschaftlicher Probleme.

Spätmoderne gesellschaftliche Verhältnisse

Im globalisierten Kapitalismus vollziehen sich dramatische Veränderungen auf allen denkbaren Ebenen und in besonderem Maße auch in unseren Lebens- und Innenwelten. Anthony Giddens (2001, S. 69), einer der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnostiker, hat folgende Diagnose gestellt: „Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft unser Privatleben - Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Unsere Einstellungen zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen mit anderen gestalten, unterliegen überall auf der Welt einer revolutionären Umwälzung. (...) In mancher Hinsicht sind die Veränderungen in diesem Bereich komplizierter und beunruhigender als auf allen anderen Gebieten. (...) Doch dem Strudel der Veränderungen, die unser innerstes Gefühlsleben betreffen, können wir uns nicht entziehen.“ Globalisierung verändert also den Alltag der Menschen in nachhaltiger Form und damit auch ihre psychischen Befindlichkeiten.

Es sind vor allem folgende Erfahrungskomplexe, die mit diesem gesellschaft-

lichen Strukturwandel verbunden sind und die eine Mischung aus Belastungen, Risiken und auch Chancen beinhalten, aber genau in dieser Mischung eine hohe Ambivalenz implizieren:

- Wir erleben, erleiden und erdulden eine Beschleunigung und Verdichtung in den Alltagswelten, die zu dem Grundgefühl beitragen, getrieben zu sein, nichts auslassen zu dürfen, immer auf dem Sprung sein zu müssen, keine Zeit zu vergeuden und Umwege als Ressourcenvergeudung zu betrachten. Verkürzte Schulzeiten, Verschulung des Studiums, um den jung-dynamischen „Arbeitskraftunternehmer“ möglichst schnell in die Berufswelt zu transportieren oder die Reduktion der Lebensphasen, in denen man als produktives Mitglied der Gesellschaft gelten kann, erhöhen permanent den Beschleunigungsdruck.
- Wir spüren die Erwartungen, ein „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2007) zu werden, das sein Leben als eine Abfolge von Projekten sieht und angeht, die mit klugem Ressourceneinsatz optimal organisiert werden müssen. Auch staatliches Handeln, nicht zuletzt im Bereich der Sozialpolitik, setzt immer stärker auf das individuelle Risikomanagement anstelle von kollektiver Daseinsvorsorge. Ich bin für meine Gesundheit, für meine Fitness, für meine Passung in die Anforderungen der Wissensgesellschaft selbst zuständig - auch für mein Scheitern. Nicht selten erlebt sich das angeblich „selbstwirksame“ unternehmerische Selbst als „unternommenes Selbst“ (Freitag 2008).
- Eine Deregulierung von Rollenschemata wird einerseits als Gewinn an selbstbestimmter Lebensgestaltung verstanden, trägt aber andererseits in die Alltagswelten eine Unsicherheit hinein, die nicht immer leicht akzeptiert und ertragen werden kann. Die Erfahrung der allenthalben erlebten Enttraditionalisierung ist nicht selten ein Antrieb für die Suche nach Verortung in fundamentalistischen Weltbildern.
- Die Arbeit an der eigenen Identität wird zu einem unabschließbaren Projekt (vgl. Keupp et al. 2006). Fertige soziale Schnittmuster für die alltägliche Lebensführung verlieren ihren Gebrauchswert. Sowohl die individuelle Identitätsarbeit als auch die Herstellung von gemeinschaftlich tragfähigen Lebensmodellen unter Menschen, die in ihrer Lebenswelt aufeinander angewiesen sind, erfordert ein eigenständiges Verknüpfen von Fragmenten. Bewährte kulturelle Modelle gibt es dafür immer weniger. Die roten Fäden für die Stimmigkeit unserer inneren Welten zu spinnen wird ebenso zur Eigenleistung der Subjekte, wie die Herstellung lebbarer Alltagswelten. Menschen in der Gegenwart brauchen die dazu erforderlichen Lebenskompetenzen in einem sehr viel höheren Maße als die Generationen vor ihnen.
- All die Anstrengungen, stets fit, flexibel und mobil zu sein, sind nicht nur als Kür zu betrachten, sondern sie werden von der Angst motivational befeuert, nicht dazu zu gehören. Wir führen gegenwärtig eine höchst relevante Fachdiskussion um das Thema Exklusion und Inklusion. Vom „abgehängten Prekariat“ spricht die Friedrich-Ebert-Stiftung, von den „Ausgegrenzten der Moderne“

Zygmunt Bauman (2006). Die Sorge, nicht mehr gesellschaftlich einbezogen, gefragt und gebraucht zu werden, bestimmt viele Menschen und sie sind deshalb oft bereit, sich an Bedingungen anzupassen, die ihnen nicht gut tun.

- Die Suche nach sicheren Bezugspunkten für ein gesichertes Fundament für ihre Alltagsbewältigung wird noch verstärkt, durch die Entwicklung hin zu einer „Sicherheitsgesellschaft“, die die defensive Variante des Ordnungsraumes der Moderne darstellt: Diese hatte und hat den Anspruch, alles Unberechenbare, Uneindeutige, Ambivalente, Fremde und Störende zu beseitigen und eine berechenbare und eindeutige Welt zu schaffen. Auch wenn dieser Traum der Moderne nur noch selten in naiver Emphase vorgetragen wird, es gibt ihn noch und die Sicherheitsgesellschaft lebt davon. Sie will möglichst viele Risiken eliminieren und verstärkt dafür ihre Sicherheitssysteme.
- Die Landnahme des Kapitalismus hat längst in unseren beruflichen Welten stattgefunden. Erich Wulff (1971) hat einst in den 70er Jahren einen spannenden Aufsatz „Der Arzt und das Geld“ veröffentlicht und aufgezeigt, wie die Geldlogik unbemerkt die ärztliche Fachlichkeit und Ethik unterhöhlt. Wir haben uns angewidert abgewendet und wollten für den Bereich der psychosozialen Versorgung einen anderen Weg gehen. Inzwischen hat uns die Monetarisierung, die Ökonomisierung oder die „Verbetriebswirtschaftlichung“ erreicht und Qualität scheint nur noch in Geldwert ausgedrückt zu werden.

Die benannten Erfahrungskomplexe an der Nahtstelle von den Subjekten und der Gesellschaft zeigen, wie stark sich der Turbokapitalismus in unseren Lebenswelten, in Menschenbildern und in Ideologien schon verankert hat. Deshalb sehen wir schon oft gar keine Alternativen mehr und arrangieren uns mit dem scheinbar naturhaften Ablauf der Dinge. Und genau in dieser Mischung von „innerer Kolonisierung“ und dem fatalistischen Arrangement mit der Unabwendbarkeit der gesellschaftlichen Abläufe werden wir immer wieder auch zu Komplizen des Status quo und verlieren die Hoffnung, dass es auch sein könnte, dass man etwas gegen die Verhältnisse unternehmen könnte und dass Utopien motivierende Handlungsqualitäten haben können.

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns eine „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statisches und Stabile zu verabschieden ist.

Jürgen Habermas hat uns in seinem Büchlein „Die postnationale Konstellation“ eine großartige Gegenwartsdiagnose geliefert. Aus ihr will ich nur seine Diagnose eines „Formenwandels sozialer Integration“ aufgreifen, der in Folge einer „postnationalen Konstellation“ entsteht: „Die Ausweitung von Netzwerken des Waren-, Geld-, Personen- und Nachrichtenverkehrs fördert eine Mobilität, von der eine sprengende Kraft ausgeht“ (1998, S. 126). Diese Entwicklung fördert eine „zwei-

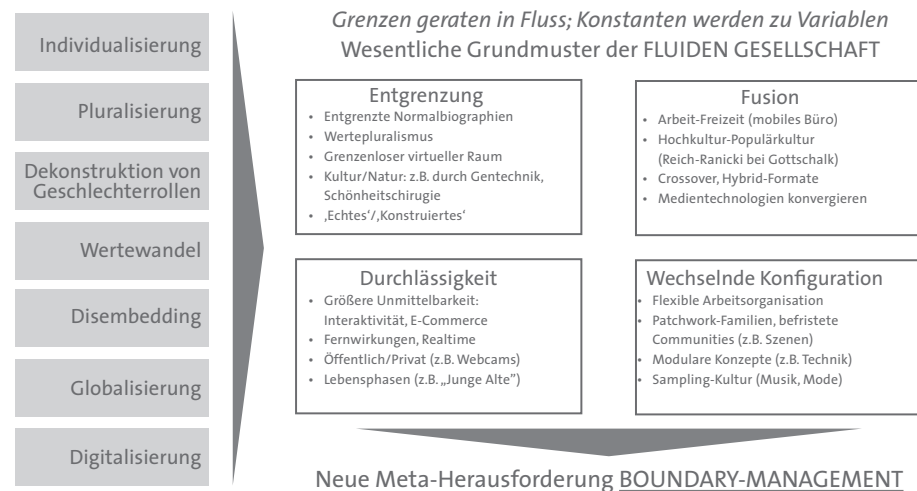
deutige Erfahrung“: „die Desintegration haltgebender, im Rückblick autoritärer Abhängigkeiten, die Freisetzung aus gleichermaßen orientierenden und schützenden wie präjudizierenden und gefangen nehmenden Verhältnissen. Kurzum, die Entbindung aus einer stärker integrierten Lebenswelt entlässt die Einzelnen in die Ambivalenz wachsender Optionsspielräume. Sie öffnet ihnen die Augen und erhöht zugleich das Risiko, Fehler zu machen. Aber es sind dann wenigstens die eigenen Fehler, aus denen sie etwas lernen können“ (ebd., S. 126f.).

Der mächtige neue Kapitalismus, der die Containergestalt des Nationalstaates demontiert hat, greift unmittelbar auch in die Lebensgestaltung der Subjekte ein. Auch die biographischen Ordnungsmuster erfahren eine reale Dekonstruktion. Am deutlichsten wird das in Erfahrungen der Arbeitswelt.

Einer von drei Beschäftigten in den USA hat mit seiner gegenwärtigen Beschäftigung weniger als ein Jahr in seiner aktuellen Firma verbracht. Zwei von drei Beschäftigten sind in ihren aktuellen Jobs weniger als fünf Jahre tätig. Vor 20 Jahren waren in Großbritannien 80 % der beruflichen Tätigkeiten vom Typus ‚40 zu 40‘ (eine 40-Stunden-Woche über 40 Berufsjahre hinweg). Heute gehören gerade noch einmal 30 % zu diesem Typus und ihr Anteil geht weiter zurück.

Kenneth J. Gergen sieht ohne erkennbare Trauer durch die neue Arbeitswelt den „Tod des Selbst“, jedenfalls jenes Selbst, das sich der heute überall geforderten „Plastizität“ nicht zu fügen vermag. Er sagt: „Es gibt wenig Bedarf für das innengeleitete ‘one-style-for-all’ Individuum. Solch eine Person ist beschränkt, engstirnig, unflexibel. (...) Wir feiern jetzt das proteische Sein. (...) Man muss in Bewegung sein, das Netzwerk ist riesig, die Verpflichtungen sind viele, Erwartungen sind endlos, Optionen überall und die Zeit ist eine knappe Ware“ (2000, S. 104).

Reflexive Modernisierung: Fluide Gesellschaft



Was hier als neuer Menschentypus gefeiert wird, könnte man im Sinne von Robert Lifton (1995) auch ein „proteisches Selbst“ nennen. Dabei wird auf die griechische Mythologie zurück gegriffen, die den Gott Proteus kennt, der in sich zwar nicht die wahre Bestimmung findet, Authentizität würden wir das heute nennen, der aber von einer fluiden Offenheit ist und jede beliebige Gestalt annehmen kann. Die neoliberal getönten Narrationen betonen die grenzenlose Plastizität der menschlichen Psyche und die Steuerungsverantwortung des Ego-Taktikers, der sich endgültig von allen institutionellen Sicherheitsgarantien verabschiedet hat und die Regie über seine Arbeitskraft vollkommen selbst übernommen hat, der „Arbeitskraftunternehmer“. Interessanterweise ist bereits von einer „proteischen Karriere“ die Rede (Hall 2002; 2004; Briscoe & Hall 2006). Rosina Gasteiger (2007) greift die US-amerikanische Diskussion auf und schreibt: „In dieser Arbeit wird die Metapher des Proteus verwendet, um die zunehmend in der Arbeitswelt geforderte Flexibilität und Anpassungsfähigkeit zum Ausdruck zu bringen.“

Während sich Berufslaufbahnen traditionell in ein bis zwei Organisationen entwickelten und durch verhältnismäßig hohe Arbeitsplatzsicherheit gekennzeichnet waren, kristallisieren sich gegenwärtig neue, individualisierte Laufbahnformen heraus. Erwerbstätige müssen immer häufiger mit Veränderungen in der Arbeitswelt zurecht kommen. Gleichzeitig verschieben Organisationen die Verantwortung für die Karriereentwicklung immer mehr auf die Arbeitnehmenden. Die Herausforderung für den Einzelnen ist dabei, sich nicht nur flexibel auf immer wieder neue Bedingungen einstellen zu können, sondern zugleich die eigene Identität zu wahren und persönliche Werte und Ziele mit der beruflichen Tätigkeit in Einklang zu bringen. Der amerikanische Laufbahnforscher Douglas Hall (2002) bedient sich in diesem Zusammenhang des Proteus-Mythos der Antike, um zu verdeutlichen, dass berufliche Laufbahnen angesichts der Veränderungen in der Arbeitswelt zunehmend einen proteischen Charakter aufweisen (S. 15). Die Ambivalenz der Vorlage aus der griechischen Mythologie wird nicht genutzt, um eine solche Entwicklung kritisch zu reflektieren. Sie wird vielmehr zu einer affirmativen Normalität verklärt.

In seinem viel beachteten Buch „Der flexible Mensch“ liefert Richard Sennett (1998) eine weniger positiv gestimmte Analyse der gegenwärtigen Veränderungen in der Arbeitswelt. Der „Neue Kapitalismus“ überschreitet alle Grenzen, demontiert institutionelle Strukturen, in denen sich für die Beschäftigten Berechenbarkeit, Arbeitsplatzsicherheit und Berufserfahrung sedimentieren konnten. An ihre Stelle ist die Erfahrung einer (1) „Drift“ getreten: Von einer „langfristigen Ordnung“ zu einem „neuen Regime kurzfristiger Zeit“ (S. 26). Und die Frage stellt sich in diesem Zusammenhang, wie dann überhaupt noch Identifikationen, Loyalitäten und Verpflichtungen auf bestimmte Ziele entstehen sollen. Die fortschreitende (2) Deregulierung: Anstelle fester institutioneller Muster treten netzwerkartige Strukturen. Der flexible Kapitalismus baut Strukturen ab, die auf Langfristigkeit und Dauer angelegt sind. „Netzwerkartige Strukturen sind weniger schwerfällig“. An

Bedeutung gewinnt die „Stärke schwacher Bindungen“, womit gemeint ist zum einen, „dass flüchtige Formen von Gemeinsamkeit den Menschen nützlicher seien als langfristige Verbindungen, zum anderen, dass starke soziale Bindungen wie Loyalität ihre Bedeutung verloren hätten“ (S. 28). Die permanent geforderte Flexibilität entzieht (3) „festen Charaktereigenschaften“ den Boden und erfordert von den Subjekten die Bereitschaft zum „Vermeiden langfristiger Bindungen“ und zur „Hinnahme von Fragmentierung“.

Diesem Prozess geht nach Sennett immer mehr ein begreifbarer Zusammenhang verloren. Die Subjekte erfahren das als (4) Deutungsverlust: „Im flexiblen Regime ist das, was zu tun ist, unlesbar geworden“ (S. 81). So entsteht der Menschentyp des (5) flexiblen Menschen, der sich permanent fit hält für die Anpassung an neue Marktentwicklungen, der sich nicht zu sehr an Ort und Zeit bindet, um immer neue Gelegenheiten nutzen zu können. Lebenskohärenz ist auf dieser Basis kaum mehr zu gewinnen. Sennett hat erhebliche Zweifel, ob der flexible Mensch menschenmöglich ist. Zumindest kann er sich nicht verorten und binden. Die wachsende (6) Gemeinschaftssehnsucht interpretiert er als regressive Bewegung, eine „Mauer gegen eine feindliche Wirtschaftsordnung“ hochzuziehen (S. 190). „Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewissheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts ‘aus sich machen zu können’, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen“ (S. 189 f.).

Also: Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an die Identität der Subjekte und das hat auch Konsequenzen für Bildungsprozesse. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ bezeichnet hatte. Diese Grundannahmen hatten sich zu Selbstverständlichkeiten in unseren Köpfen verdichtet.

Wir brauchen eine kritische Auseinandersetzung mit dem neoliberalen Menschenbild des „modularen Menschen“, der mit seiner IKEA-Identität ein „Wesen mit mobilen, disponiblen und austauschbaren Qualitäten darstellt“ (Bauman 1999, S. 158). Oft genug aus der Angst heraus¹, nicht „dabei zu sein“, passt er sich in seinen Lebensformen der unaufhaltsamen Beschleunigungsdynamik an. Aber der gesellschaftliche und berufliche Fitness-Parcours hat kein erreichbares Maß,

¹ Wie die DAK-Daten gezeigt haben, steigt auch die Zahl der Angststörungen erheblich an.

ein Ziel, an dem man ankommen kann, sondern es ist eine nach oben offene Skala, jeder Rekord kann immer noch gesteigert werden. Hier ist trotz Wellness-Industrie keine Chance, eine Ökologie der eigenen Ressourcen zu betreiben, sondern in einem unaufhaltsamen Steigerungszirkel läuft alles auf ein Scheitern und einen Erschöpfungszustand zu.

Die einseitige Vereinnahmung des Proteus in seiner faszinierenden Verwandlungskunst und die Vernachlässigung seines Scheiterns macht diese Figur besonders interessant und führt uns zu der Frage, ob nicht die Fitnesskultur engstens mit der dramatischen Zunahme von Erschöpfungszuständen und Depressionen zu tun hat. Ines Geipel (2010), ehemalige Weltklassesprinterin der DDR und reflektierte Wissenschaftlerin, beschäftigte sich nach dem Tod von Robert Enke mit dem Zusammenhang von Depression und Leistungsdruck. Für sie „erzählt sich“ die „Depression (...) nicht nur als Metapher oder generischer Begriff, nicht nur als Forschungsmaterial oder Fall für die klinische Psychiatrie“, sondern sie eröffnet den Blick auf eine „dunkle Grammatik des Selbst“ (S. 8).

Große Aufmerksamkeit hat Ehrenberg (2006) mit seiner Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen zunehmender Depressionsraten gefunden. In seinem Buch „Das erschöpfte Selbst“ will er zeigen, dass depressive Verstimmungen, Erschöpfung und Verzweiflung keine Unregelmäßigkeiten, sondern so etwas wie der unvermeidliche Schatten des Karriere- und selbstverwirklichungssüchtigen Selbst der kapitalistischen Moderne um die Jahrtausendwende sind. Dieses Selbst wird gesteuert von der Annahme, dass alles möglich sei. Und dass es ausschließlich in seiner Verantwortung liege, aus der Fülle der Möglichkeiten das je eigene „gelingende“ Leben zu stricken. Ehrenberg hält diese Behauptung nicht für richtig, sondern für mächtig. Sie wirkt wie eine innere Stimme, die den Unzufriedenen allerorten hämisch einflüstert, dass es anders hätte kommen können, wenn sie nur die richtige Wahl getroffen hätten. Unter der Last der Verantwortung brechen die solcherart malträtierten Selbst oft zusammen. Die sich epidemisch ausbreitenden depressiven Störungen sind, so Ehrenbergs Diagnose, der folgerichtige Reflex auf eine Gesellschaft, die in immer größerem Maße von den Individuen fordert, ein kreatives, produktives und flexibles Selbst zu sein. Die Parole: „Machen Sie aus sich die Ich-AG!“ bringt die Verbindung aus Wertschätzung und Wertschöpfung des allzeit fähigen Individuums auf den Punkt. Das individuelle Selbst hat im selben Maß eine Aufwertung erfahren, wie bestimmte überkommene Normen an Orientierungskraft verlieren.

Auf Ehrenberg aufbauend hat Han (2010; 2011) die Gegenwartsgesellschaft als „Müdigkeitsgesellschaft“ charakterisiert. Das beginnende 21. Jahrhundert zeichne sich durch mentale Erkrankungen aus. Depressionen, Aufmerksamkeitsdefizite, Hyperaktivität, Borderline- und Burnout-Syndrome sind nicht mehr mit Antibiotika zu heilen wie die Krankheiten des historisch gewordenen «bakteriellen Zeitalters». Die neuronalen Verschiebungen können verstanden werden als eine große latente Müdigkeit, die sich auf der Hinterseite der globalen Hyperaktivität

der Gegenwart festzusetzen beginnt. Während früher ein Infekt als 'Anderes' und 'Fremdes' erkannt und aus dem System herausgeschafft wurde, gibt es heute kein 'Außen' mehr. Die Lebenswelten der müdigkeitskranken Menschen sind durchsetzt von innen, vom Zuviel des Gleichen. Die allgemeine Beschleunigung führt zur Erschöpfung als Grundzustand des Daseins. Der in den Hamsterrädern der Betriebsamkeit trabende Dauergestresste endet in einer Müdigkeit, die keine positive Potenz mehr hat. Um zu verstehen, wie es zu der „Gewalt der Positivität“ in unserem Inneren kommt, nimmt Han die Arbeitswelt in den Blick, die auf Eigenmotivation, Initiativegeist und Selbstverantwortung setzt: Die Disziplinargesellschaft, von der Stechuhr regiert, wurde von der Leistungsgesellschaft abgelöst, in der jeder sich konditioniert, als sei er sein eigener Unternehmer. Die „Negativität des Sollens“ hat sich zu einer viel effizienteren „Positivität des Könnens“ entwickelt. Obamas millionenfach reproduzierter Slogan „Yes, we can“ hat darin seine alptraumhafte Kehrseite. Das sich selbst ausbeutende Subjekt ist Täter und Opfer zugleich, Herr und Knecht in einer Person. Es führt einen Krieg gegen sich selbst und bleibt so oder so als dessen Invalide zurück. Nicht eine erschöpfte, sondern eine ausgebrannte Seele ist das Resultat.

Auf die Grenzen der „unternehmerischen Anrufung“ und des „Subjektivierungsregimes“ weist auch Bröckling (2007, S. 289) hin: „Weil die Anforderungen unabschließbar sind, bleibt der Einzelne stets hinter ihnen zurück.“ Oder an anderer Stelle „Im Unglück der Depressiven wird die Kluft zwischen dem Anspruch an die Individuen und ihren stets unzureichenden Anstrengungen sichtbar“ (ebd., S. 290). „Depressive Erschöpfung (ist) die dunkle Seite der auf Dauer gestellten Hyperthymie des unternehmerischen Selbst“ (ebd., S. 291). Diesen persönlichkeitsgefährdenden Grenzüberschreitungen des neoliberalen Aktivierungsregimes arbeiten Schule und Hochschule zu. Wie Freytag (2008) aufzeigt, werden sie unter tatkräftiger Mithilfe von Beratungsfirmen umgebaut. In ihrer ursprünglichen begrifflichen Bedeutung sollten sie Orte der Muße sein. Sie werden jetzt zu knowledge-factories für Funktionswissen; ihr persönlichkeitsbildender Ehrgeiz gilt dem unternehmerisch denkenden Selbstvermarkter, der unter den noblen Begriffen der „Selbstständigkeit und Souveränität“ die Fähigkeit zum Selbstvollzug heterogener Fremdinteressen erlernt: Im fortgeschrittenen Kapitalismus übernehmen die Beherrschten das Geschäft ihrer Beherrschung selbst.

Wir brauchen eine „Kultur des Scheiterns“, weil Scheitern vermehrt zu unserer Erfahrung gehört, weil Scheitern die Basis für Lernprozesse ist, weil Scheitern die Chance zum Neuanfang enthält und weil Scheitern ein Tabu ist. Unsere Kultur wird zunehmend eine „Winner“-Kultur, sie will vor allem Sieger- und Erfolgsgeschichten hören und sie verdrängt die andere Seite der Medaille. Notwendig sind Trauerarbeit und Empowerment. Empowerment heißt, die eigenen Ressourcen und Kräfte wahr- und ernst zu nehmen. Dies heißt auch, sich von den dominierenden ideologischen Menschenbildvorgaben des neoliberalen Herrschaftsmodells ebenso zu befreien wie von der Hoffnung auf eine obrigkeitliche Lösung.

Selbstsorge als Bedingung zivilgesellschaftlichen Handelns

Es gibt einen „dritten Weg“, der weder auf eine neoliberale noch eine obrigkeitsstaatliche Selbstaufgabe hinausläuft: Eine zivilgesellschaftliche Perspektive. In seinem ZEIT-Artikel „Loblied auf die Zivilgesellschaft“ zeigt Touraine (1999), dass ein richtig verstandenes Konzept von Zivilgesellschaft eine hohe Relevanz für die Subjekte haben kann. Er stellt sich die Frage, wie Subjekte sich heute selbstbestimmt definieren sollen: „Wie aber kann es in dieser Situation gelingen, die Einheit der Vernunft und die Integration der Welt mit der Verschiedenartigkeit der Kulturen zu versöhnen? Auf ein transzendentes Prinzip können wir jedenfalls nicht mehr zurückgreifen. Nur dem Einzelnen kann eine solche Neugestaltung gelingen. Er muss der Zersplitterung seiner Persönlichkeit ebenso widerstehen wie der Fragmentierung der Gesellschaft; er muss seinem Leben einen Sinn geben, ein life narrative, um sich so einen Lebensentwurf zu schaffen, in dem er sich als Subjekt seiner eigenen Erfahrungen erkennt“ (ebd., S. 13).

Genau darin sieht er die Aufgabe einer demokratischen Zivilgesellschaft. Sie soll „das Recht des Einzelnen institutionell (...) garantieren, sich als Subjekt, mit einer eigenen Lebenserzählung, zu begründen und anerkannt zu werden“. Diese zivilgesellschaftliche Idee, „orientiert am Subjekt und seiner Lebenserfahrung, wendet sich grundsätzlich ‚nach unten‘“. „Nur dem Einzelnen“, stellt er fest, „kann eine solche Neugestaltung gelingen“ (ebd.). Damit ist nicht der isolierte Einzelne gemeint, sondern im Sinne der Ottawa-Charta (WHO 1986) die Perspektive, dass der Einzelne gesellschaftlich in die Lage versetzt werden soll, für sich und andere zu „sorgen“. „Politik der Lebensführung“ heißt diese Aufgabe bei Giddens (1994/1997) und Foucault spricht von „Selbstsorge“ und entwickelt daraus die Idee der „Lebenskunst“ oder der „Ästhetik der Existenz“.

Foucault hat eine Utopie formuliert, die den Einzelnen ins Zentrum rückt und trotzdem ist es bei ihm kein Ausdruck eines späten Individualismus oder einer reumütigen Rückkehr zu seiner Stammdisziplin, denn er hatte ja mal als Psychologe angefangen. Er macht sich Gedanken über ein Gemeinwesen, in dem sich Subjekte zur Schöpfung ihrer eigenen Lebensgeschichte ermutigt fühlen, zu „einer permanenten Kreation unserer selbst in unserer Autonomie“ (Foucault 1990, S. 47) und sich nicht als Produkt oder Opfer der gesellschaftlichen Disziplinar- und Normalisierungsmächte erleben zu müssen. „Eine Polis, in der sich jeder auf die richtige Art um sich selbst kümmern würde, wäre eine Polis, die gut funktionierte; sie fände darin das ethische Prinzip ihrer Beständigkeit“ (Foucault 1985, S. 15). Selbstsorge ist also letztlich ein Gedanke, der das Subjekt mit seiner „Aufgabe der Ausarbeitung seiner selbst“ (Foucault 1990, S. 45) in einen engen Zusammenhang mit der politisch-sozialen Ordnung des Gemeinwesens bringt. Die Psychologie, die Foucault an ihren Geburtsorten in den USA immer wieder besichtigt hat, stellen das genaue Gegenteil seiner Vorstellung dar, die aus seiner intensiven Beschäftigung mit der Antike heraus entwickelt wurde: „Im kalifornischen Selbstkult geht es darum, das eigene wahre Selbst zu entdecken, es von dem zu schei-

den, was es verdunkeln oder entfremden könnte, und seine Wahrheit zu entziffern dank psychologischer oder psychoanalytischer Wissenschaft, die in der Lage sein soll, einem zu sagen, was ein wahres Selbst sei.“ (Foucault 1982/1987b, S. 283).

Es geht um die Innenschau, die Suche nach der Wahrheit in der Seele, und damit erweist sich der Psychoboom als spätes Erbe der jüdisch-christlichen Seelensuche.

Der Begriff „Selbstsorge“ meint, „auf sich selbst achten“ oder „sich um sich selbst kümmern“ (Foucault 1988/1993, S. 28), die „Sorgfalt, die man auf sich selbst verwendet“ (ebd., S. 35), und dieser Begriff „steht für eine Haltung und das Verhalten eines Menschen, der es unternimmt, das eigene Leben zu gestalten, es nicht an fremden Normen und Vorstellungen zu orientieren, sondern ihm eine unverwechselbare eigene ästhetische Form zu geben“ (Gussone/Schiepek 2000, S. 108).

Das Konzept der Selbstsorge hat es in der christlich-abendländischen Tradition gar nicht leicht: „Wir sind geneigt, in der Sorge um sich selbst etwas Unmoralisches zu argwöhnen, ein Mittel, uns aller denkbarer Regeln zu entheben“ (Foucault 1988/1993, S. 31). Es wird in die Nähe von Egoismus gebracht und ist damit in einem Fahrwasser, das als unmoralisch-trübe gilt. „In der gesamten Geschichte des Christentums besteht ein Zusammenhang zwischen dramatischer oder verbalisierter Selbstenthüllung und dem Verzicht auf das eigene Selbst“ (ebd., S. 62).

Foucault versucht, seinem intellektuellen Pendel eine andere Richtung zu geben: „Wir müssen neue Formen der Subjektivität zustande bringen, indem wir die Art von Individualität, die man uns jahrhundertlang auferlegt hat, zurückweisen“ (Foucault 1982/1987a, S. 250). Wir müssen „verstehen wollen, kraft welcher Mechanismen wir zu Gefangenen unserer eigenen Geschichte geworden sind“ (ebd., S. 245). Foucault sucht immer wieder Kämpfe, die sich richten „gegen all das, was das Individuum an es selber fesselt und dadurch anderen unterwirft“ (ebd., S. 247).

Die Überlegungen des späten Foucault zur Lebenskunst stehen in einem engen Verhältnis zu seiner Machttheorie. Er sieht Macht nicht als Inbegriff des „Bösen“, die man bekämpfen oder vermeiden sollte. Macht kommt von „Vermögen“, etwas bewegen oder beeinflussen können. Das ist der begriffliche Teil, der in Begriffen wie Selbstermächtigung bzw. Selbstwirksamkeit oder Empowerment enthalten ist. Das Subjekt wird für Foucault nicht gegen die Macht gebildet, sondern in ihr. In der Möglichkeit, auf sich und seine Lebensgestaltung Einfluss zu nehmen.

„Selbstsorge – und hierin unterscheidet sie sich einmal mehr von Weltflucht – bedeutet nicht Machtabstinenz. Selbstsorge bedeutet vielmehr, die Regierung seiner selbst nicht anderen zu überlassen, dafür zu sorgen, dass Machtbeziehungen nicht in Herrschaftszustände eingefroren werden, bedeutet, sich im komplexen Feld der Machtbeziehungen zurechtzufinden. Selbstsorge ist insofern ‚ein Einsatz im Spiel der Macht‘“ (Gussone/Schiepek 2000, S. 130).

Bei seinem Rückgriff auf die Antike entdeckt Foucault eine Vorstellung der Verbindung von Selbstsorge und öffentlicher Verantwortung, die für die „Berliner

Republik“ und ihre Archäologie im System von Anderkonten und persönlichen Abhängigkeiten einer (Wieder-)Entdeckung wert wäre: „In der antiken Seelsorge [zeigt sich] ein Begriff von Subjektivität, der nicht in Macht aufgeht, ja diese vielmehr erst ermöglicht. Nur wer sich selbst regieren kann, ist dort zu einer Regierung über die anderen fähig“ (Kögler 1990, S. 205). In diesem Sinne sind die „Beschäftigung mit sich selbst und politisches Handeln miteinander verknüpft“ (Foucault 1988/1993, S. 36).

Sollen sich solche Ideen als zukunftsfähig erweisen, müssen sie sich natürlich auch die Differenz zwischen Antike und dem 21. Jahrhundert bewusst machen. Die griechische Polis als selbst gestaltetes Gemeinwesen war beschränkt auf die Männer der herrschenden Oberschicht, die von harter körperlicher Sklavenarbeit und der weiblichen Reproduktionsarbeit profitierten. So philosophiert sich's gut, und die Inszenierung der eigenen Existenz kann zu einem Hauptzweck werden. Selbstsorge heute ist mit der Idee der universellen Gültigkeit und der demokratischen Teilhabe unauflöslich zu verknüpfen.

Salutogenese als Blick auf die Bedingungen gelingender Selbstsorge

Selbstsorge ist immer bestimmt von der Frage, wie man mit den mehr oder weniger dramatischen Belastungen im Alltag umgehen sollte. Es gehört zwingend dazu, sich des Steigerungszirkels bewusst zu sein, der dem neoliberalen Subjektregime zugrunde liegt, um ihm nicht ausgeliefert zu sein. Das erfordert nicht selten auch für sich bewusst Grenzen zu ziehen. Wichtig ist so etwas wie eine Haltung der Achtsamkeit auf die eigenen körperlichen und psychischen Ressourcen zu entwickeln. „Selbstsorge“ hat es Michel Foucault genannt. Das ist eine zentrale Einsicht und Annahme von Gesundheitsförderung und Prävention. Am besten ist sie im salutogenetischen Modell aufgehoben, das Aaron Antonovsky entwickelt hat und das inzwischen als empirisch gut bewährt gelten kann.

Lebenserfahrungen, in denen Subjekte sich als ihr Leben Gestaltende konstruieren können, in denen sie sich in ihren Identitätswürfen als aktive Produzent*innen ihrer Biographie begreifen können, sind offensichtlich wichtige Bedingungen der Gesunderhaltung. Der israelische Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky hat diesen Gedanken in das Zentrum seines „salutogenetischen Modells“ gestellt. Es stellt die Ressourcen in den Mittelpunkt der Analyse, die ein Subjekt mobilisieren kann, um mit belastenden, widrigen und widersprüchlichen Alltagserfahrungen produktiv umgehen zu können und nicht krank zu werden. Wer war Aaron Antonovsky und gehört er zu der Fraktion der chronischen Optimisten, die mit ihrem Ressourcendenken auch dort noch positive Möglichkeiten sehen, wo es für die meisten Menschen nur Leid und Schmerzen gibt? Diese Frage wird durch ein Zitat beantwortet, das aus einer Rede stammt, die Antonovsky bei seinem einzigen Besuch in dem Land gehalten hat, das sein Volk vernichten wollte. Er sagte: „Ich bin tief und überzeugt jüdisch. 2000 Jahre jüdische Geschichte, die ihren Höhepunkt in Auschwitz und Treblinka fand, haben bei mir zu einem

profunden tiefen Pessimismus in bezug auf Menschen geführt. Ich bin überzeugt, dass wir uns alle immer im gefährlichen Fluss des Lebens befinden und niemals sicher am Ufer stehen“ (1993, S. 7). Das ist ein Bekenntnis zu einem eher pessimistischen Bild und die Metapher vom „gefährlichen Fluss“ ist in Antonovskys Denken sehr wichtig, es ist für ihn das Bild für das Leben: „Ich gehe davon aus, dass Heterostase, Ungleichgewicht und Leid inhärente Bestandteile menschlicher Existenz sind, ebenso wie der Tod. Wir alle, um mit der Metapher fortzufahren, sind vom Moment unserer Empfängnis bis zu dem Zeitpunkt, an dem wir die Kante des Wasserfalls passieren, um zu sterben, in diesem Fluss. Der menschliche Organismus ist ein System und wie alle Systeme der Kraft der Entropie ausgeliefert“ (ebd., S. 8f.). Dem pathogenetischen Denken unterstellt Antonovsky ein homöostatisches Modell: Es geht davon aus, dass wir uns im Gleichgewicht mit uns und der Welt befinden, wenn wir gesund sind. Krankheit gefährdet dieses Gleichgewicht und muss deshalb bekämpft werden. Wenn krank machende Faktoren entfernt worden sind, dann haben wir wieder unser Gleichgewicht gefunden. Unsere westliche Medizin sieht Antonovsky - weiter in seinem Bild bleibend - als „gut organisierte, heroische und technologisch aufgerüstete Unternehmung, ertrinkende Menschen aus einem wilden Fluss herauszuziehen“ (1988, S. 89). Und sie fragt nicht, warum eigentlich Menschen immer am Ertrinken sind. Hätte man ihnen vielleicht das Schwimmen beibringen müssen? Ja, würde Antonovsky selbstverständlich antworten, das genau ist die Konsequenz der salutogenetischen Perspektive. Bei seinem Deutschlandvortrag hat er noch ein weiteres Bild bemüht, das für einen Bayern näher liegt, als für einen Bürger Israels: Eine lange Skipiste, die wir herunterfahren, „an deren Ende ein unumgänglicher und unendlicher Abgrund ist. Die pathogenetische Orientierung beschäftigt sich hauptsächlich mit denjenigen, die an den Felsen gefahren sind, einen Baum, mit einem anderen Skifahrer zusammengestoßen sind, oder in eine Gletscherspalte fielen. Weiterhin versucht sie uns zu überzeugen, dass es das Beste ist, überhaupt nicht Ski zu fahren. Die salutogenetische Orientierung beschäftigt sich damit, wie die Piste ungefährlicher gemacht werden kann und wie man Menschen zu sehr guten Skifahrern machen kann“ (1993, S. 11).

Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind „symbolisches

Kapital“, also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.

Antonovsky zeigt auf, dass alle mobilisierbaren Ressourcen in ihrer Wirksamkeit letztlich von einer zentralen subjektiven Kompetenz abhängt: Dem „Gefühl von Kohärenz“. Dieses Kohärenzgefühl ist ein zugleich kognitive und emotionale Prozesse thematisierendes Konstrukt. Es ist eine Art Vertrauen in die eigene Person und beinhaltet die Vorstellung, dass

1. die Anforderungen es wert sind, sich dafür anzustrengen und zu engagieren (Sinnebene);
2. die Ressourcen verfügbar sind, die man dazu braucht, um den gestellten Anforderungen gerecht zu werden (Bewältigungsebene) und
3. die Ereignisse der inneren und äußeren Umwelt strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind (Verstehensebene).

Antonovsky transformiert eine zentrale Überlegung aus dem Bereich der Sozialwissenschaften zu einer grundlegenden Bedingung für Gesundheit: Als Kohärenzsinn wird ein positives Bild der eigenen Handlungsfähigkeit verstanden, die von dem Gefühl der Bewältigbarkeit von externen und internen Lebensbedingungen, der Gewissheit der Selbststeuerungsfähigkeit und der Gestaltbarkeit der Lebensbedingungen getragen ist. Der Kohärenzsinn ist durch das Bestreben charakterisiert, den Lebensbedingungen einen subjektiven Sinn zu geben und sie mit den eigenen Wünschen und Bedürfnissen in Einklang bringen zu können. Das Kohärenzgefühl repräsentiert auf der Subjektebene die Erfahrung, eine Passung zwischen der inneren und äußeren Realität geschafft zu haben. Umso weniger es gelingt, für sich Lebenssinn zu konstruieren, desto weniger besteht die Möglichkeit, sich für oder gegen etwas zu engagieren und Ressourcen zur Realisierung spezifischer Ziele zu mobilisieren.

Schlussfolgerungen

1. Subjekte einer individualisierten und globalisierten Netzwerkgesellschaft können in ihren Identitätswürfen nicht mehr problemlos auf kulturell abgesicherte biographische Schnittmuster zurückgreifen. In diesem Prozess stecken ungeheure Potentiale für selbstbestimmte Gestaltungsräume, aber auch das Risiko und die leidvolle Erfahrung des Scheiterns. Die Zunahme der Depression verweist auf dieses Risiko. Sie ist aber nicht ein „Fluch der Freiheit“, sondern verweist auf einen Mangel im „Handwerk der Freiheit“.
2. Die „Klinifizierung“ oder „Medikalisierung“ der Depression und die daraus in

der Regel folgende medikamentöse Behandlung verhindert die Chance, den persönlichen und gesellschaftlichen Sinn der Depression zu erkennen. Er besteht in seiner Funktion als Haltesignal und einem Nachdenken über Bedingungen und Möglichkeiten einer reflexiven Identitätsarbeit.

3. Zum Verständnis der Depression müssen wir eine differenzierte Gesellschaftsdiagnostik betreiben und diese im öffentlichen Raum kommunizieren: Die in den privatisierten und individualisierten Problem- und Leidenszuständen der Subjekte enthaltenen gesellschaftlichen Hintergründe kann man entschlüsseln und sichtbar machen. Dies ist auch die Voraussetzung für sinnvolle Projekte der Prävention und Gesundheitsförderung.
4. Erforderlich ist eine Auseinandersetzung mit den vorherrschenden Menschenbildannahmen. Die Figur des „unternehmerischen Selbst“ ist auf den kritischen Prüfstand zu stellen. Sie verweist auf ein neoliberales Menschenbild, das eine maximierte Selbstkontrolle als Fortschritt anpreist. Ausbeutung und Entfremdung werden zunehmend weniger als fremd gesetzter Zwang von Menschen erlebt, sondern mehr und mehr zu einer Selbsttechnologie, zu einer Selbstdressur, die allerdings in den Ideologien des Neoliberalismus in einem Freiheits- oder Autonomiediskurs daher kommt.
5. Selbstsorge ist notwendig, aber die darf sich nicht in individualisierten Überlebensstrategien erschöpfen, die die eigene „Fitness“ steigern. Im Sinne der Salutogenese geht es um die Erarbeitung von sinnhaften Bewältigungsmustern und um die Stärkung von Widerstandsressourcen.
6. Selbstsorge braucht – im Sinne von Michel Foucault – eine funktionierende „Polis“. In der psychosozialen Arbeit wird die „Polis“ vom Team und den institutionellen Rahmenbedingungen gebildet. Burnoutprävention erfordert deshalb ein Team, in dem die eigenen Arbeitsbedingungen und Belastungen reflektiert und solidarische Lösungsstrategien entwickelt werden.
7. Eine Strategie der universellen oder Verhältnisprävention muss letztlich auf die Verbesserung der Arbeitsbedingungen zielen und dazu ist nicht nur die professionelle Arbeitsgestaltung gefragt, sondern die aktive Beteiligung der Betroffenen, denen bewusst ist, dass individuelle Selbstsorge nur im Rahmen kollektiver Interessenvertretung (z.B. in Selbsthilfegruppen, Netzwerken, Gewerkschaften) möglich ist. Und es ist dringend notwendig, neue Formen des Arbeitsschutzes zu entwickeln, die wirksame Antworten auf die wachsenden psychischen Belastungen und Störungen in der Arbeitswelt bilden.

LITERATUR

- Antonovsky, A. (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001): Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (1999): Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (2000): Liquid modernity. Cambridge: Polity Press.
- Bauman, Z. (2005): Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburger Edition.
- Blazer, D. G. (2005): The age of melancholy. Major depression and its social origins. New York: Routledge.
- Borch-Jacobson, M. (2010): Making mind and madness. From hysteria to depression. Cambridge: Cambridge University Press.
- Briscoe, J. P., Hall, D. T., (2006): The interplay of boundaryless and protean careers: Combinations and implications. *Journal of Vocational Behavior* 69, 4-18.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt: Suhrkamp.
- Deserno, H. (2005): Liebe und Depression. Am Beispiel von Dieter Wellershoffs Roman „Der Liebeswunsch. In: Hau, S., Busch H.-J. & Deserno, H. (Hrsg.). Depression - zwischen Lebensgefühl und Krankheit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 165 - 194.
- Ehrenberg, A. (2006): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt: Suhrkamp.
- Fengler, J. (1991): Helfen macht müde. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, M. (1985): Freiheit und Selbstsorge. Interview 1984 und Vorlesung 1982 (Reihe: Materialis-Programm: Kollektion Philosophie, Politik, Ökonomie, Bd. 30). Frankfurt: Materialis.
- Foucault, M. (1987a): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, H. L./Rabinow, P. (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt: athenäum, S. 243-261 (englisches Original erschienen 1982).
- Foucault, M. (1987b): Genealogie der Ethik: Ein Überblick über laufende Arbeiten. In: Dreyfus, H. L./Rabinow, P. (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Interview von Hubert L. Dreyfus und Pauls Rabinow. Frankfurt: athenäum, S. 265-292 (englisches Original erschienen 1982).
- Foucault, M. (1990): Was ist Aufklärung? In: Erdmann, E./Forst, R./Honneth, A. (Hrsg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Frankfurt: Campus, S. 45-54.
- Foucault, M. (1993): Technologien des Selbst. In: Foucault, M./Martin, R./Martin, L. H./Paden, W. E./Rothwell, K. S./Gutman, H./Hutton, P. H. (Hrsg.): Technologien des Selbst. Frankfurt: Fischer, S. 24-62.
- Freytag, T. (2008): Der unternommene Mensch. Eindimensionalisierungsprozesse in der gegenwärtigen Gesellschaft. Weilerswist: Velbrück.
- Gasteiger, R. (2007): Selbstverantwortliches Laufbahnmanagement. Das proteische Erfolgskonzept. Göttingen: Hogrefe.
- Geipel, I. (2010): Seelenriss. Depression und Leistungsdruck. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gergen, K. J. (2000): The self: death by technology. In: Fee D. (Ed.): Pathology and the postmodern. Mental illness as discourse and experience. London: Sage, S. 100-15.
- Giddens, A. (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.
- Giddens, A. (1997): Jenseits von Links und Rechts. Frankfurt: Suhrkamp.

- Giddens, A. (2001): *Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Gussone, B./Schiepek, G. (2000): *Die „Sorge um sich“. Burnout-Prävention und Selbstsorge in helfenden Berufen*. Tübingen: DGVT.
- Habermas, J. (1998): *Die postnationale Konstellation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hall, D. T. (2002): *Careers in and out of organizations*. Thousand Oaks, CA: Sage Publications.
- Hall, D. T. (2004): *The protean creer: A quartercentury journey*. *Journal of vocational behaviour* 65, S. 1 - 13.
- Hall, D. T., & Moss, J. E. (1998): *The new protean career contract: Helping organizations and employees adapt*. *Organizational Dynamics*, Winter, 26(3), 22-37.
- Han, Byung-Chul (2010): *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Han, Byung-Chul (2011): *Topologie der Gewalt*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Horwitz, A. V. & Wakefield, J.C. (2007): *The loss of sadness. How psychiatry transformed normal sorrow into depressive disorder*. Oxford: Oxford University Press.
- Keupp, H./Dill, H. (Hrsg.) (2010): *Erschöpfende Arbeit: Gesundheit und Prävention in der flexiblen Arbeitswelt (Reihe: Reflexive Sozialpsychologie, Bd. 6)*. Bielefeld: transcript.
- Kickbusch, I. (2005): *Die Gesundheitsgesellschaft*. Gamburg: Verlag für Gesundheitsförderung.
- Kögler, H.-H. (1990): *Fröhliche Subjektivität. Historische Ethik und dreifache Ontologie beim späten Foucault*. In: Erdmann, E./Forst, R./Honneth, A. (Hrsg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*. Frankfurt: Campus, S. 202-226.
- Lifton, R.J. (1995): *The protean self. Human resilience in age of fragmentation*, New York: Basic Books.
- Sennett, R. (1998): *Der flexible Mensch Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag (engl.: „The corrosion of character“. New York: W.W. Norton 1998).
- Touraine, A. (1999): *Loblied auf die Zivilgesellschaft*. In: *Die Zeit* 02.12.1999, Nr. 49, S. 13-14.
- Weber, M. (1905): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: *ders.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen; J. C. B. Mohr.
- World Health Organization (WHO) (1986): *Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung*. Genf: WHO. www.euro.who.int/_data/assets/pdf_file/0006/129534/Ottawa_Charter_G.pdf.
- Wulff, E. (1971): *Der Arzt und das Geld. Der Einfluß von Bezahlungssystemen auf die Arzt-Patient-Beziehung*, in: *Das Argument* 69, Heft 11/12, 1971, S. 955-970.